Die Studierendenzeitschrift der Universität Regensburg ~ Ausgabe **11**, Juli 2011

LAUT/SCHRIFT

[laʊt|ʃrɪft]



Ein Kulturheft.



Natürlich für die UMWELT

Die REWAG
setzt konsequent auf erneuerbare Energien. Der Wald-Windpark Fasanerie und die Biogasanlage Kallmünz liefern rund 44 Millionen Kilowattstunden regenerativen Strom jährlich. Natürlich mit gutem Beispiel voran: **Ihre REWAG.**

Genau der Richtige für Sie:
rewario.strom.natur: REWAG-Strom aus 100% erneuerbaren Energien.

Immer für Sie nah!
REWAG
www.rewag.de

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Es findet sich kaum ein anderer derart vielschichtiger Begriff wie jener der Kultur. Woran denkt ihr, wenn ihr an Kultur denkt? Zugegeben, gerade im deutschen Sprachraum hat »Kultur« einen stark bildungsbürgerlichen Einschlag. Aber keine Angst: Wenn in diesem Heft von Kultur die Rede ist, dann geht es uns um weit mehr als bloß um die erlesenen Kanones der sogenannten Hochkultur. Wir wollen euch zeigen, wie lebendig und vielfältig kulturelle Betätigung sein kann – auch und gerade an unserer Uni. Wir warten mit Buch-, Ausstellungs- und Festivalbesprechungen auf und stellen daneben auch eine Reihe von innovativen Projekten vor – sei es das virtuelle Web-2.0-Theater, den Comedy Slam oder die »Oper zum Anfassen«. Hinzu kommen wie immer literarische Texte studentischer Autorinnen und Autoren der Schreibwerkstatt des Regensburger Germanistikprofessors Jürgen Daiber, diesmal zum Thema »Der Blick in den Spiegel. Ich ist ein anderer«.

Ihr findet in diesem Heft aber auch zahlreiche Artikel zu bildungs- und gesellschaftspolitischen Themen. Einer unserer Redakteure hat ein Auslandssemster in Kairo verbracht – und kam gerade zur rechten Zeit, um die revolutionären Ereignisse rund um den Tahrir-Platz hautnah miterleben zu können. Seine Eindrücke schildert er in einer ausführlichen Reportage. Auch haben wir den Blick in eine Zukunft gewagt, in der infolge von G8- und Bologna-Reformen die Zahl der 20-jährigen Universitätsabsolventen rapide zunimmt; eher eine Dystopie als eine Utopie, wie wir meinen. Welche Schlüsse muss die Institution Universität aus der Plagiatsaffäre um Karl-Theodor zu Guttenberg ziehen? Wir haben uns darüber mit dem Obmann bei Vorwürfen wissenschaftlichen Verhaltens unserer Uni unterhalten. Zu guter Letzt wollen wir euch ins ferne Indien entführen, wo ihr mit uns auf dem heiligen Fluss der Hindus, dem Ganges, einen wahren Kulturschock erleben könnt – womit wir wieder beim Leitthema dieser Ausgabe sind.

Kultur im allgemeinsten Sinne ist alles, was vom Menschen geschaffen wurde – all das, was ihn mehr als bloß ein Naturwesen sein lässt. Die Kultur ist eine Gabe, zugleich aber auch unser unausweichliches Schicksal, wie der Philosoph Arnold Gehlen betont hat: Er war der Überzeugung, der Mensch sei – bar jeder herausragenden körperlichen Fähigkeit, wie wir sie im Tierreich zuhauf finden – zur Flexibilität verdammt, verdammt dazu, in stets wechselnden Umgebungen zurecht kommen zu müssen. Um überhaupt überleben zu können, muss er sich daher gleichsam seine Welt erst selbst erschaffen. Folgt man dieser Theorie, dann wurden aus einer ursprünglichen Not alle großen Errungenschaften geboren, die unser heutiges Leben ausmachen: die Wissenschaft und Technik, die Kunst, die Religion, unser Rechtssystem … All das ist Kultur, und die Kultur ist es erst, die den Mensch zum Menschen macht. In diesem Sinne wünschen wir euch viel Freude mit dieser elften Ausgabe der Lautschrift!

Franz Himpsl
Chefredakteur

Inhalt

Kultiviert

Dinge, die wahrscheinlich im Feuilleton stehen würden, wenn die Lautschrift ein Feuilleton hätte.

Tradition und Kitsch
Eine seltsame Ausstellung im Café Lila
Seite 10

Vorratsdatenspeicherung
Kultur der Gleichgültigkeit
Seite 21

Theater 2.0
Cloudtells: Inszenierungen im digitalen Zeitalter
Seite 24

»Heimspiel« im Andreasstadl
Eine Heimat für den deutschen Film
Seite 30

Magie im Unitheater
Die Verzauberung der Welt
Seite 33

Feminismus
»Judith Butler labert hier Quatsch«
Seite 48

Regensburgs Musikszene
Zwischen Neil Young, Tool und Nixon in China
Seite 50

Betoniert

Neues aus der bunten Welt der grauen Säle.

Lebensqualität
Uni Regensburg ist »best place to live«, sagt eine Studie
Seite 12

Tipps fürs Studium
Organisiert lernen
Seite 16

Plagiate
»Die Universität ist keine Kontrollbehörde«
Seite 18

Universität für Kinder
Früh übt sich …
Seite 23

Science Slam
Wissenschaft schlägt zu
Seite 25

G8 & Bologna-Reform
Das schnelle Leben des Herrn M.
Seite 39

Neuer Masterstudiengang
Auf der Suche nach dem künstlerischen Profil
Seite 45

Globalisiert

Mein Zuhause ist die Welt.

SZ-Journalist Kornelius
Von Primitiv-Pazifismus und einer schlechten Welt
Seite 8

25 Jahre Tschernobyl
Spuren der Katastrophe
Seite 11

Revolution in Ägypten
In den Straßen von Kairo
Seite 13

Internationalisierung
Die Welt zu Gast in Regensburg
Seite 28

Spanisches Festival
Asturien und andere Sü(n)den
Seite 42

Autor Dragan Velikić
»Ich bin ein Regensburger«
Seite 43

Kulturschock
Der schmutzige, heilige Fluss
Seite 46

Inspiriert



Literarisches zum Thema »Der Blick in den Spiegel. Ich ist ein anderer«.

Standardisiert



Wie immer.

Michael Stefani
23 aus 46
Seite 34

Sabine Oberpriller
Bluttulpe
Seite 35

Veronika Stöckl
Ein unvergesslicher Tag
Seite 36

Ingeborg Zitzler
Ich-Vorstellung
Seite 37

Johannes Hofmann
.nuages
Seite 38

Fresseerklärung
Die 23-Stunden-Woche
Seite 6

Rätsel
zum Thema »Kultur«
Seite 42

Platziert
Regensburger Lieblingsorte
Seite 54

[lautschrift] Impressum

CHEFREDAKTEUR
Franz Himpsl

REDAKTION
Christian Basl, Carina Castrovillari, Mirela Delic, Marlene Fleißig, Moritz Geier, Catriona Hansbauer, Sven Klingl, Anne Kratzer, Anna Kühner, Alexander Lüttich, Lucia Mederer, Andrea Morgenstern, Lisa Steindl, Steffen Trunk, [redacted], Ann-Kathrin Winkler

MITARBEIT
Angelika Endres, Elisabeth Gößwein, Andrea Haller, Nina Herrmann, Johannes Hofmann, Ina Jeske, Melanie Maier, Susanne Morisch, Sabine Oberpriller, Christoph Pflock, Michaela Schwinn, Michael Stefani, Tanja Stephan, Veronika Stöckl, Ingeborg Zitzler

LAYOUT
Franz Himpsl

TITELBILD
Ein Pärchen zur Faschingszeit, aufgenommen von Lisa Steindl

HERAUSGEBER
Studentischer SprecherInnenrat
der Universität Regensburg
Universitätsstraße 31
93053 Regensburg

KONTAKT
lautschrift@googlemail.com
www.lautschrift-zeitung.de

DRUCK
S-Druck, Regensburg

Fresseerklärung

Die 23-Stunden-Woche

Von Franz Himpsl

Es kann spannend werden, wenn man diffusen Stimmungen konkrete Zahlen gegenüberstellt. Rolf Schulmeister ist jemand, der sich genau das zur Aufgabe gemacht hat. Schulmeister ist Informatiker und leitet das Zentrum für Hochschul- und Weiterbildung der Uni Hamburg. In einem Forschungsprojekt namens »Zeitlast« hat er herausgefunden, dass der durchschnittliche Arbeitsaufwand, den die an der Studie teilnehmenden Studenten für ihr Studium aufgebracht haben, sich auf ganze 23 Stunden pro Woche beläuft. Pensa von weniger als 15 Stunden seien dabei keine Seltenheit gewesen. Auf den ersten Blick frappierend geringe Zahlen, wenn man bedenkt, wie hoch die subjektiv gefühlten Belastungen sind, denen viele Studenten sich insbesondere seit der Umstellung auf das Bachelor-/Mastersystem ausgesetzt sehen.

Nun könnte man schlicht die Studienergebnisse in Zweifel ziehen, etwa, weil die zugrunde liegende empirische Basis mit 403 Studenten recht schmal ist. Aber damit würde man es sich zu einfach machen. Die Zahl 23 ist zwar niedrig und liegt merklich unter den Ergebnissen bislang bekannter Studien zu diesem Thema, aber es ist durchaus vorstellbar, dass sie im Großen und Ganzen die Wirklichkeit widerspiegelt. Auch, weil Schulmeisters Studie den Vorteil hat, dass sie nicht, wie etwa die Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks, auf bloßen Schätzungen der Studenten beruht – Schulmeister ließ die Probanden ihre Tagesabläufe minutiös mitprotokollieren. Und selbst wenn der tatsächliche Schnitt eher bei 30 als bei 23 Stunden läge, so ist das doch deutlich weniger, als Vollzeitbeschäftigte für gewöhnlich arbeiten, insbesonder jene, die die Führungspositionen innehaben, in die viele der Studenten eines Tages aufrücken werden. Sind wir also schlichtweg faul?

Zahlen sind zwar konkret, können aber über die Wirklichkeit nur so viel aussagen wie ihre beste Interpretation. Zur sinnvollen Interpretation der ominösen 23-Stunden-Zahl scheint es unumgänglich, erst einmal zu fragen, *wie* die Studenten denn überhaupt ihre Zeit verbringen, wenn sie im Rahmen ihres Studiums arbeiten. Und in der Hinsicht hat sich seit der Bologna-Reform tatsächlich etwas verändert. Die Zahl der Klausuren und sonstigen Prüfungen, die für Leistungsnachweise erforderlich sind, hat stark zugenommen. Und jeder von uns weiß, dass eine Stunde, die mit der konzentrierten Vorbereitung einer kurz bevorstehenden Klausur verbracht wurde, Geist und auch Körper ungleich größere Anstrengungen abverlangt als eine Stunde bloßen Zuhörens bei einer Vorlesung oder etwa des Lesens eines Seminartextes – und, da bin ich mir sicher, auch bei Weitem anstrengender ist als eine Arbeitsstunde des durchschnittlichen deutschen Angestellten.

Daran wird ersichtlich, dass einer plakativen Aussage wie »Die Studenten arbeiten bloß 23 Stunden in der Woche« immer die Schwierigkeit innewohnt, dass sie verschweigt, wie diese 23 Stunden aussehen und in welchem Kontext sie stehen. Die bloße Zeit-Quantität sagt wenig über die qualitative Dichte der Arbeit. Insbesondere, wenn man bedenkt, dass für viele Studenten fast jedes Klausurergebnis Teil der Abschlussnote ist und nicht selten *Make-or-break*-Charakter hat, sprich: in akademischer Hinsicht über Wohl und Wehe des Studenten entscheidet.

Vor allem aber dürfen wir nicht vergessen, dass viele Studenten nicht nur im, sondern auch zur Ermöglichung ihres Studium arbeiten – und das allzu oft auch während der Vorlesungszeit. Die prosaische Welt der schlecht bezahlten Studentenjobs, der finsteren Bars, lauten Montagehallen und nicht enden wollenden Bürotage in Einklang zu bringen mit der so ganz anderen, akademischen Welt von Heliumatom, Hexameter und Hegellektüre ist nicht nur ein organisatorischer Aufwand, sondern zuallerst eine Kopfsache, eine Konzentrationsleistung, die von Außenstehenden chronisch unterbewertet wird.

Aber lassen wir die Kirche im Dorf: Trotz dieser in den letzten Jahren spürbar gewachsenen Belastungen spricht zumindest mein subjektives Empfinden dagegen, die allgemeine Lebenssituation des durchschnittlichen Studenten als unzumutbar prekär zu charakterisieren. Das liegt wahrscheinlich daran, dass ich wenige kenne, die an ihren Studentendasein *per se* leiden (ganz im Gegensatz zu jenen, die einer Erwerbsarbeit nachgehen!), aber sehr viele, die es verstehen, dieses Dasein in vielfältiger Weise zu genießen und auch auf einer menschlichen Ebene sinnstiftend zu nutzen.

Vielleicht ist die Lehre, die sich aus einer solchen Studie wie der von Rolf Schulmeister ziehen lässt, die, dass Pauschalaussagen über »die Studenten«, gerade was das Arbeitspensum betrifft, immer problematisch sind. Und dass man genau hinschauen muss, will man sich ein differenziertes Urteil über die Studenten bilden. Die Tatsache etwa, dass ein engagierter Student aus sozial schwächeren Verhältnissen zwei oder gar drei Jobs annehmen und faktisch ein Teilzeitstudium bestreiten muss, um eines fernen Tages sein Abschlusszeugnis in Händen halten zu dürfen, ist genauso unerträglich wie der Student, der sein von den betuchten Eltern finanziertes Studium als Vorwand nutzt, um ungestört dem Nachtleben der Universitätsstadt frönen zu können.

Wie jedes Vorurteil hat auch jenes vom faulen Studenten eine gewisse Entsprechung in der Realität. Auch deswegen sollte das Verständnis für jene Zeitgenossen, die diesem Vorurteil fröhlich Nahrung geben, begrenzt sein. Es ist von essenzieller Bedeutung, dass die Universität Freiräume gewährt, Fehltritte erlaubt, den Druck auf den Einzelnen nicht überhand nehmen lässt. Gerade deshalb ist es aber auch so wichtig, dass dieser Vertrauensvorschuss, der den Studenten auch heute noch in gewissem Maße durch die Universität zuteil wird, nicht missbraucht wird. Diese Freiheiten dienen bestimmten Zwecken: der Förderung von intellektueller Neugier, dem selbstbestimmten Lernen, wenn man so will auch der Selbstfindung. Aber mit Sicherheit nicht dem staatlich subventionierten Müßiggang. Dieser schadet nämlich dem Ruf der Studenten insgesamt – und damit auch jenen, die es ernst meinen mit dem Studium.

Regensburg, Welt*kultur*erbe

FOTOS Lisa Steindl

Von Primitiv-Pazifismus und einer schlechten Welt

TEXT Moritz Geier

Der SZ-Journalist Stefan Kornelius leistet gegenwartspolitische und zeitgeschichtliche Aufklärungsarbeit an der Regensburger Uni

Wer die *Süddeutsche Zeitung* liest, weiß, dass der deutsche Außenminister Guido Westerwelle nicht unbedingt ein Liebling des Blattes ist. Als nun Stefan Kornelius, seines Zeichens Außenpolitik-Ressortleiter der *Süddeutschen*, als Gastsprecher an der Regensburger Uni auftrat, um unter dem Titel »Revolten, Krisen, Katastrophen« über die aktuelle Lage der Welt zu referieren, hätte er diese Headline vermutlich auch für einen Vortrag über die Außenpolitik Westerwelles verwenden können.

Der höflich-sympathische Kornelius, ein nur beim ersten Hinsehen schüchternwirkender Mittvierziger, der den internationalen Politikteil der SZ seit 2000 leitet, fand vor einem prall gefüllten Lesesaal deutliche Worte für die außenpolitischen Fehler der Bundesrepublik. Im Zentrum der Kritik: die deutsche Enthaltung bei der Libyen-Resolution der UN im März dieses Jahres. »Das ist wirklich Primitiv-Pazifismus. Man kann pazifistisch sein, man muss Kriegen auch sehr kritisch gegenüber sein, aber bitte nicht mit solchen Holzschnittargumenten, denn die Welt ist etwas komplexer«, sagte Kornelius in Bezug auf die deutsche Außenpolitik-Maxime, die vor allem daraus bestehe, sich aus allen Kriegseinsätzen herauszuhalten.

Die Annahme der Entscheidungsträger, bei einer Enthaltung beim Libyen-Votum einen neutralen Platz einzunehmen, sei falsch gewesen, so Kornelius. Denn: Im Sicherheitsrat gebe es keine neutralen Entscheidungen. »Jede Stimmabgabe hat ein Gewicht und sie hängt von dem Umstand ab, in dem die Resolution formuliert wird und wie sich die anderen Mitglieder positionieren. Nachdem alle Vetomächte dafür waren, beziehungsweise China und Russland auch nicht mit ‚Nein', sondern einer Enthaltung gestimmt haben, war klar, im Prinzip geben China und Russland ihr OK.« Die Botschaft der beiden Vetomächte: Sie sind gegen Interventionen, die die UN theoretisch auch in Tibet oder im Kaukasus wollen könnte, gleichzeitig wollen sie aber auch nicht für die Menschenrechtsverletzungen haftbar gemacht werden und den Sturz von Bengasi verantworten. Diese Sichtweise war neu. Die Deutschen, die bis 24 Stunden vor der Entscheidung dachten, sie stimmen mit ‚Nein', waren laut Kornelius mit dieser überraschenden Wende überfordert.

»Das ist weit unter Ihrem Niveau – in welchem Semester auch immer!«

Innenpolitischer Druck, darunter die grundpazifistische Stimmung in der Bundesrepublik, sowie die anstehenden Landtagswahlen hätten zu dieser Überforderung der Entscheidungsträger beigetragen. »Westerwelle, der parteiintern unter einem hohen Druck stand, der wusste, dass seine Tage gezählt sind, und der in der Außenpolitik keine klare Linie entwickelt hatte, hat sich im Prinzip auf eine sehr simplistische Außenpolitik in diesem Moment festgefahren. Das ist, Entschuldigung, weit unter Ihrem Niveau, das wir, in welchem Semester auch immer, in ‚Internationaler Politik' betreiben sollten. Die Welt ist nicht so einfach«, stellte Kornelius klar.

Der Journalist ist sich sicher, dass Gaddafi in dem Moment, in dem Bengasi gefallen wäre, die Revolution niedergeschlagen hätte. »Der Arabische Frühling wäre am Ende gewesen, es hätte hunderttausende Verhaftungen, Hinrichtungen in Libyen gegeben und das alles vor unserer Haustüre mit den Flüchtlingsströmen, die anschließend losgehen.« Unverständlich ist für Kornelius, dass sich die deutschen Verantwortlichen vor einer schwierigen politischen Situation verantwortungslos versteckten: »Wenn Deutschland Teil der Koalition wäre, hätte man auch politisch aktiv werden können und zum Beispiel einen Abzug Gaddafis nach Venezuela verhandeln können – irgendwas. Aber wenn man sich komplett rausnimmt aus dem Spiel, dann spielt man halt nicht mit.«

Der größte außenpolitische Fauxpas sei aber die Tatsache, dass man sich nicht bündnistreu verhalten habe. In der deutschen Außenpolitik sei es immens wichtig, eine Geschlossenheit in den Bündnissen zu wahren. »Niemand erwartet, dass Deutschland sofort Flugzeuge schickt oder sich aktiv an den Kämpfen beteiligt. Es hätte lediglich mit Ja stimmen müssen, um auch eine Solidarität mit den anderen Staaten, die den Einsatz geführt haben, herzustellen. Unsere Außenpolitik ist eingebettet in Bündnisse – und diese Bündnisse sind auch ein Überlebensgarant für Deutschland«, unterstrich Kornelius.

Wenn Deutschland nicht in die EU oder die NATO eingebettet wäre, in feste Bündnisse, wäre es isoliert – und das als starker, potenter Staat. Zweimal hat diese Situation in Europa zu Weltkriegen geführt: »Deutschlands Dominanz ist nicht zu unterschätzen. Wir sind für die vielen anderen Staaten zum Fürchten, ich sag's mal ganz drastisch. Reden sie mit Leuten in Polen, Tschechien, auf dem Balkan: Deutschland ist groß und mächtig und soll sich bitteschön bündnistreu verhalten. Die Leute wollen, dass man berechenbar ist, und das, was wir mit dieser Sicherheitsratsentscheidung gezeigt haben, war, dass wir nicht berechenbar sind. Hat viele irri-

tiert, hat große Kritik ausgelöst, die eigentlich bis heute nicht verstummt ist. Das ist eine tiefschürfende Entscheidung in der deutschen Außenpolitik gewesen, die viele, viele Jahre brauchen wird, bis sie relativiert sein wird.«

»Wir können uns die Welt nicht gut wünschen, sie ist mehrheitlich schlecht«

Kornelius, der im Rahmen von Professor Stephan Bierlings Vorlesung »Einführung in die Internationale Politik« referierte, nahm den Studenten auch die Illusion einer humanitären Leitideologie in der Weltpolitik. Ein Einsatz finde statt, wenn die Interessensdichte hoch genug sei, sonst eben nicht. Im Gegensatz zu Libyen wurde etwa in der Elfenbeinküste nicht eingegriffen, wo es zur gleichen Zeit zu erheblichen Menschenrechtsverletzungen kam. »Ist das erschreckend, verwerflich?«, fragte Kornelius in die Runde, »Moralisch ja, aber so ist die Welt für einen Realpolitiker. Es ist legitim. Man kann nicht überall helfen. Das ist eine schreckliche Wahrheit, aber Realismus. Wir können uns die Welt nicht gut wünschen, sie ist mehrheitlich schlecht. Wir können sie uns auch nicht gut machen, dazu sind wir zu schwach.«

In Libyen sei man nicht in erster Linie, um Übergriffe auf Zivilisten zu verhindern: »Das ist alles Quatsch: Es geht darum, dass Gaddafi weg muss.« Die besagte Interessensdichte sei in Libyen gegeben. Neben wirtschaftlichen Interessen spielen das Flüchtlingsproblem und die Symbolik des libyschen Aufstandes für den Fortgang der arabischen Demokratiebewegung insgesamt ebenso eine Rolle wie die Tatsache, dass »Gaddafi ein Idiot ist. Die Leute haben ihn satt. Er war ein Spieler, ein Verrückter, der die Welt seit vielen Jahrzehnten zum Narren gehalten hat, dem man nicht trauen konnte.«

Zur Sprache kamen neben Gaddafi und der Libyen-Resolution auch der Tod Osama Bin Ladens, den Kornelius vor allem als »symbolisches Ereignis« sieht, die Lage in Afghanistan, die Repression in China und die Gründe für die Revolten in der arabischen Welt. Bei Letzterem brachte Politik-Professor Bierling Kornelius' Erläuterungen in seiner humorvollen Art präzise auf den Punkt: »Im Grunde sieht es in diesen Ländern aus wie hier in einer Vorlesung: viele, viele junge Menschen, überfüllte Räume und ein paar alte Männer, die nicht von der Macht lassen können.«

Um Macht geht es auch im Nahost-Konflikt. Diesen beleuchtete Kornelius von verschiedenen Seiten, da er gerade durch die Revolten in der arabischen Welt in einem ganz anderen Licht erscheint. Laut Kornelius habe sich das moralische Gewicht in der Region verschoben und Israel sei dabei, seine strategisch einmalige Lage zu verlieren: »Weder die Radikalen noch der Westen mit den Amerikanern war an den Aufständen beteiligt. Er wurde friedlich von den einfachen Menschen getragen. Das hat Israels Rolle als singulärer, demokratischer, verlässlicher Partner der Region für den Westen, die es bisher innehatte, in Frage gestellt.« Die israelischen Schüsse auf einen friedlichen Protestmarsch der Palästinenser seien nur ein Vorgeschmack darauf gewesen, was ein friedlicher palästinensischer Aufstand, zum Beispiel auch mit Rückendeckung eines UN-Votums, bewirken könne.

Im September nämlich könnte es einen palästinensischen Vorstoß bei der UN-Vollversammlung geben, der die Aufnahme des Staates Palästina in die Vereinten Nationen zum Ziel hat. Gerade unter den neuen Voraussetzungen in der Region, sei dies »ein politischer Hebel, der Israel sehr wehtun« könne. Denn: Israels Legitimation für sein Handeln werde jetzt in Frage gestellt. Kornelius: »Vor allem fragt man: Wer möchte Frieden zu welchen Konditionen und wer verhindert ihn zu welchen Bedingungen? Das ist für Israel eine extrem ungünstige Entwicklung und deswegen ist der September-Termin einer der spannendsten Showdowns der Diplomatie-Geschichte, der sich da anbahnt und der im Prinzip verhindert werden muss, wenn man möchte, dass nicht alles eskaliert, dass es zu Bürgerkrieg kommt, zu Unruhen auf den Straßen – oder auch Hoffnungen freigesetzt werden, die am Ende nicht erfüllt werden können. Denn selbst wenn da jetzt 140 Staaten für die Aufnahme Palästinas in die UN stimmen, dann ist der Frieden noch lange nicht hergestellt.« Im Konflikt müsse jetzt von Israels Seite und Netanjahu, der sich aus ideologischen und innenpolitischen Gründen nahezu nicht bewege, mehr Kompromissbereitschaft kommen. Aber auch Obama müsse auf den Partner der Amerikaner stärkeren politischen Druck ausüben.

Im siebten Himmel: Professor Bierling (links) freute sich bereits zum fünften Mal über einen Besuch von SZ-Redakteur Stefan Kornelius (rechts). Das halbe Dutzend soll bald vollgemacht werden. Bierling: »Then only the sky's the limit.«

Stichwort Druck: Gewohnheit im Berufsalltag eines Journalisten. Auch Kornelius' Ausführungen über seine Job-Welt weckten das Interesse der vielen Politikstudenten. Die Anekdote über eine Kollegin, die er als Verantwortlicher ohne Visum zur Berichterstattung nach Syrien schickte, um vor Ort zu recherchieren, machte klar, mit welchen Problemen Journalisten konfrontiert werden. Als die Aufstände begannen, war sie die einzige westliche Journalistin im Land – und wurde gerade noch rechtzeitig vor einer drohenden Inhaftierung abkommandiert. »Das war dann einfach zu gefährlich und zu riskant. Heute würde ich keinen mehr ohne Visum nach Syrien schicken. Aber man muss sich fragen: Darf ▹▹

man deswegen dann nur aus der Distanz oder gar nicht berichten?«, sagte Kornelius mit einem Fingerzeig auf die ethischen Kernfragen des Journalismus.

»Die Welt erlaubt es nicht, dass wir uns zurückziehen«

Dass es derzeit von politischen Brennpunkten auf der Welt nur so wimmelt, erwähnte Bierling schon in seiner Einleitung zu Kornelius' Gastauftritt. Dort verglich der Professor die Weltlage mit einem amerikanischen Zirkus, der gewöhnlich mit mehreren Manegen nebeneinander aufwartet: »Es tut sich an allen Ecken der Welt Dramatisches. Man weiß im Moment überhaupt nicht, wo man hinschauen soll.«

In genau dieser Tatsache sieht Kornelius auch eine Gefahr: Zuschauer und Leser schalten ab: »Fast schon ist vergessen, dass wir eine der größten Nuklearkatastrophen der Weltgeschichte hatten in Fukushima, die auch noch anhält; dass wir dieses Jahr ein ganz großes Rüstungskontrollabkommen unterzeichnet haben, um deren Umsetzung nun gerungen wird; dass wir in einer der dramatischsten Phasen der Weltfinanzordnung stehen mit einem europäischen Währungssystem, das kurz vor dem Kollaps steht. Das ist eine Parallelität von Ereignissen, die einen schon überfordern kann, die bei vielen den gleichen Reflex auslöst: Ich will davon nichts mehr hören, ich zieh' mich zurück. Das ist politischer Isolationismus. Die Welt erlaubt uns das nicht. Auch wenn es schwierig ist, wir müssen uns diesen Problemen stellen. Meine Sorge ist, dass eine Müdigkeit entsteht und alle lieber den Eurovision Songcontest gucken und glauben, das ist internationale Politik. Das mag bequemer sein als sich mit den Feinheiten der Palästina-Resolution im UN-Sicherheitsrat zu beschäftigen. Ich glaube trotzdem, dass man Leute dafür begeistern kann.«

Mit seinem Gastauftritt an der Regensburger Uni ist Kornelius das auf jeden Fall gelungen. Als Bierling in der darauffolgenden Vorlesung das Publikum nach Feedback und einer Benotung für Kornelius' Vortrag fragte, gab es nur eine einzige Meldung für eine schlechte Note. Wohl kein SZ-Abonnent. Ein Westerwelle-Fan.

Tradition trifft auf Ironie und Kitsch

TEXT Steffen Trunk

Eine 24-jährige BWL-Studentin aus Regensburg stellt bis Ende Juli bemalte Geweihe im Café Lila aus

Reaktionen gab es viele: Von »zu bunt« über »geschmacklos«, ja sogar von einer »Verunstaltung des prachtvollen Kopfschmuckes der Tiere« war die Rede, nachdem die Regensburger BWL-Studentin Christina Seyfried ihre Geweihausstellung im frisch umgezogenen Café Lila installiert hatte. Doch meist waren dies voreilig getroffene Meinungen von Betrachtern, die distanziert aus ihrem Blickwinkel heraus urteilten und dabei eine nähere kunstsinnige Auseinandersetzung von vornherein ausschlossen.

»Über Kunst lässt sich bekanntlich streiten – und wenn man seine Arbeit öffentlich zur Schau stellt, muss man kritikoffen sein«, meint Seyfried. Das meiste Feedback in Bezug auf die aufwändig präparierten Rehbockgeweihe sei ohnehin positiv gewesen. Statt einer herablassenden Haltung den Tieren gegenüber wolle ihnen die Künstlerin Respekt zollen. Sie sieht ihr Werk als »Veredelung« an.

Man wundert sich durchaus, wie man auf die doch etwas verrückte Idee kommt, Geweihe kunstvoll zu gestalten. Für Christina Seyfried stellt das Geweih ein traditionelles Motiv dar. Da in unseren Alltag traditionelle Werte wieder größeren Einfluss gewännen, wollte Seyfried die Geweihe mit Farben und Mustern völlig neu interpretieren. Ein weiteres Anliegen der Künstlerin war es, den Kopfschmuck des Rehbockes aus der dafür typischen Umgebung, etwa der schäbigen Wohnstube der Großeltern, zu befreien. Die bemalten Geweihe sollen in einem anderen Licht, Stil und Zusammenhang ironisch, aber oft auch kitschig, neu abgebildet werden.

Die bekennende Flohmarktliebhaberin ergatterte die Mehrzahl der zum Verkauf ausgestellten verzierten Geweihe auf diversen Trödelmärkten oder ersteigerte sie im Internet. Lackiert, bemalt oder mit Patchwork-Paper überzogen, hängen die kleinen Kunstwerke, meist auf kleinen, liebevoll ausgesägten Holzspanplatten an den vormals kahlen Wänden des Café Lila am Haidplatz. Noch bis Ende Juli kann sich jedermann seine eigene Meinung über die außergewöhnlich veränderten Geweihe bilden und darüber hinaus das ein oder andere Ausstellungsstück erwerben.

25 Jahre Tschernobyl:

Spuren der Katastrophe

»Wir befanden uns auf Ebene 35. Es war heiß. Ich zog meine Jacke aus. Ich ging in den kleinen Raum – und genau in diesem Augenblick kam die Explosion. Ein gewaltiges Krachen. Dann ein Zischen. Sofort gingen die Lichter aus. Wasser strömte aus. Aber ich war in dem kleinen Raum einigermaßen abgeschirmt. Tolja befand sich dagegen in dem anderen Zimmer und hatte ein Belüftungsrohr über seinem Kopf, ein gewaltiges Ding. Er schrie: ‚O mein Gott, ich bin verbrüht! Warum ist das Licht aus?'«

TEXT Melanie Maier

In der Nacht des 26. April 1986 befand sich Oleg Genrich in der Haupthalle von Block vier des Atomkraftwerks W. I. Lenin nahe der Stadt Tschernobyl. Er arbeitete als Operateur mit Tolja Kurgus zusammen, als die Katastrophe sich ereignete: Nach einer misslungenen Simulation eines vollständigen Stromausfalls explodierte Reaktor Nummer vier des Kraftwerks.

In den folgenden zehn Tagen wurden mehrere Trillionen Becquerel strahlender Stoffe freigesetzt. Infolgedessen kontaminierte radioaktiver Niederschlag viele Gebiete Europas, darunter auch weite Teile Deutschlands. In einigen Fällen kann radioaktive Strahlung dort noch heute nachgewiesen werden. Das wissen viele Deutsche nicht. Gleichermaßen gibt es einige Ukrainer, die noch nie etwas von dem gravierenden Unfall gehört haben, der sich 1986 in Tschernobyl zugetragen hat.

Dina Mazur wurde in der Stadt Pripjat geboren. Der Ort liegt vier Kilometer von der Unglücksstelle entfernt. Er beherbergte einmal die meisten Arbeiter des Kraftwerks und ihre Familien – 1986 waren das etwa 49.000 Menschen. Heute ist Pripjat eine Geisterstadt, da sie innerhalb der 30-Kilometer-Sperrzone liegt, die nach der Katastrophe festgesetzt wurde, um von radioaktiver Strahlung ausgelöste gesundheitliche Schäden zu verhindern.

Die Einwohner Pripjats wurden erst 36 Stunden nach der Reaktorexplosion evakuiert und zwangsumgesiedelt. Dina Mazur war eine von ihnen. Sie war damals drei Jahre alt.

Heute studiert die Ukrainerin Ost-West-Studien, ein Masterprogramm der Universität Regensburg. Die Studentin ist sich ihrer Vergangenheit bewusst und möchte verhindern, dass die Katastrophe in Vergessenheit gerät. Daher regte sie 2006 anlässlich des 20. Jahrestages der Katastrophe ein Seminar an, das im Wintersemester 2007/08 vom Europaeum realisiert wurde. Das Seminar setzte sich mit den kulturellen und sozialen Folgewirkungen des Reaktorunfalls in der Ukraine auseinander und sah sogar eine zweiwöchige Exkursion nach Kiew und die Gegend um das Kernkraftwerk vor. Aus ihr entwickelte sich drei Jahre später die Ausstellungsreihe »Tschernobyl – Spuren der Katastrophe«, die Anfang Mai im Foyer der Universität Regensburg eröffnet wurde.

Multimedial führten die Seminarteilnehmer den Hergang des Reaktorunfalls und seine Folgen vor Augen: Neben einer Fotoausstellung und 10- bis 15-minütigen Videos von Betroffenen und Beteiligten beinhaltete das umfassende Programm Expertenvorträge, einen Gesprächsabend mit einem ehemaligen Liquidator – einem Helfer, der an dem Versuch beteiligt war, die Folgen der Katastrophe einzudämmen – sowie eine Sammlung ukrainischer Kinderzeichnungen aus den Jahren 1986 und 1987. In einer Art Gästebuch lagen zudem die Exkursionsprotokolle der Studenten aus. Dort konnten die Besucher auch ihre durch die Ausstellung gewonnenen Eindrücke niederschreiben und darlegen, wie sie selbst die Katastrophe erlebt hatten.

Allein diese Einträge zeigen bereits, dass Dina Mazur ihr Ziel, die Katastrophe von Tschernobyl nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, erreicht hat. Die vielseitige Ausstellung konnte innerhalb des universitären Rahmens und mithilfe des Naturkundemuseums viele Regensburger aller Altersklassen erreichen, deren Feedback durch die Bank sehr positiv war.

25 Jahre Tschernobyl – Anlass für eine Ausstellungs- und Veranstaltungsreihe, aber auch Anreiz zur individuellen Erinnerung oder (erneuten) Informationsbeschaffung über eine Katastrophe, die schon aufgrund ihres Ausmaßes und ihrer schrecklichen Folgen nicht in Vergessenheit geraten darf.

Die finanziellen Belastungen, welche der Unfall nach sich zog, reichen ins Endlose. Zahlreiche Landstriche der Ukraine, Belarus' und Russlands wurden unbewohnbar und liegen brach. Unzählige Menschen starben, weil sie am kontaminierten Atomkraftwerk arbeiteten oder durch radioaktiven Niederschlag verstrahlt wurden.

Oleg Genrich, der am 26. April 1986 im Kraftwerk arbeitete, überlebte wie durch ein Wunder die Schrecken des Unfalls. Aufgrund der hohen Strahlendosis, der der Operateur ausgesetzt war, blieben ihm Krankheit, Schmerzen und langwierige Behandlungen jedoch nicht erspart.

Sein Kollege Tolja Kurgus starb am 12. Mai 1986 in einem Krankenhaus in Moskau.

Oben: Der havarierte vierte Reaktorblock des Atomkraftwerks »Vladimir Illjitsch Lenin« **Mitte**: Jahrmarkt in der Stadt Pripjat; zur Eröffnung – geplant für den 1. Mai 1986 – kam es nicht mehr. **Unten**: Das »Atomzeichen«: In seinen Flügeln wurden die Exkursion und ihre Ergebnisse multimedial präsentiert.

Regensburg und das internationale »Wohlfühlbarometer«

text Andrea Haller

Unsere Uni ist europaweit »best place to live« für internationale Studierende – das behauptet zumindest eine aktuelle Studie, die die hohe Lebensqualität des Standorts Regensburg hervorhebt.

Arabische Musik erfüllt die Luft mit schluchzenden Klängen, vermischt mit Gesprächsfetzen in den verschiedensten Sprachen, die aus den geöffneten Balkontüren dringen. Zwei junge Japaner halten mir freundlich die Tür auf, als ich das kühle Wohnhaus betrete. Auf dem Weg in meine Wohnung umweht der Geruch exotischer Speisen meine Nase. Als ich im Begriff bin, meine Zimmertür aufzusperren, kommt mir mein Nachbar, ein Westafrikaner, entgegen. Er grüßt lässig. Ich drehe den Schlüssel um und betrete den Raum. Ich bin daheim. Es ist ein typischer Tag.

Diejenigen Kommilitonen, die wie ich in einem Wohnheim leben, wissen, wovon ich spreche. Dort werden nämlich die meisten der internationalen Austauschstudenten untergebracht. Sie sind so vielfältig wie zahlreich. Stolze 235 Partnerhochschulen in insgesamt 42 Ländern kann Regensburg sein Eigen nennen. Wir »einheimische« Studierende stehen deshalb vor der Qual der Wahl, wohin uns das eigene Auslandssemester führen soll. Doch wie sieht es eigentlich mit Regensburg selbst als Wahlstudienort für ausländische Studenten aus?

Die Bilanz ist mehr als rosig: Seit April 2011 thront die Universität Regensburg europaweit auf Platz 1 als der »best place to live« für international Studierende. Doch wer krönte unsere Universität zum Sieger und unter welchen Gesichtspunkten konnte Regensburg die Wahl für sich entscheiden?

Zunächst bewerteten 388 ausländische Studierende die Lebensqualität an der Universität Regensburg im Rahmen einer Studie des ISB (»International Student Barometer«). Dieses »International Student Barometer« funktioniert nach dem Prinzip *quid pro quo*. Die Austauschstudenten geben an, in wieweit die jeweilige Universität ihren Erwartungen entspricht und in welchen Bereichen gegebenenfalls noch Verbesserungsbedarf herrscht. Dadurch wird es den einzelnen Institutionen ermöglicht, konkrete Probleme zu erkennen und diese zu beheben. Somit erhält jede Universität, die an der Studie des ISB teilnimmt, die Chance, ihre Serviceleistungen und Angebote zu verbessern, was wiederum der nächsten Generation von Austauschstudenten zugute kommt.

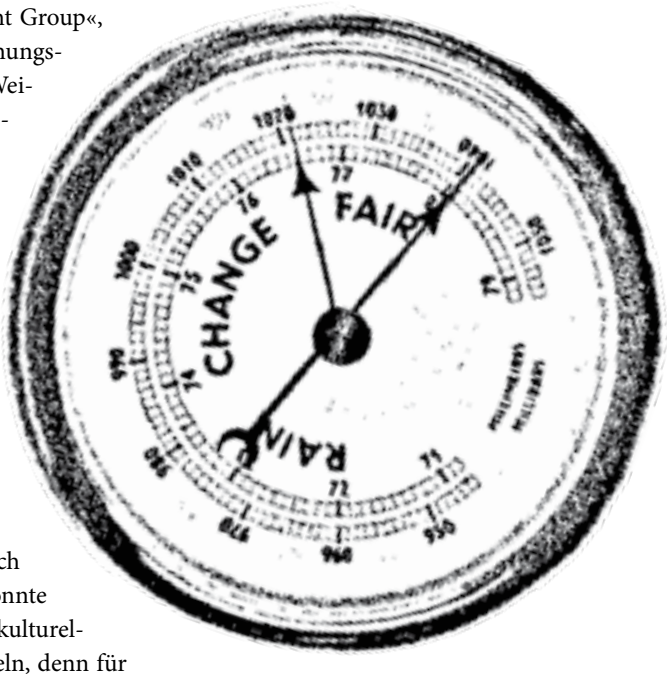
Insgesamt nehmen mehr als 700 Universitäten in 22 Ländern den ISB in Anspruch, bisher gaben ungefähr 900.000 Studenten ihre Bewertungen ab. Der ISB ist somit die weltweit größte Umfrage über die Studienverhältnisse während eines Auslandsaufenthalts. Durchgeführt und ausgewertet wird das Ganze von der »International Graduate Insight Group«, einer unabhängigen Forschungseinrichtung, die auf diese Weise jedes Jahr universitäre Institutionen miteinander vergleicht.

Dieses Jahr erklomm die Universität Regensburg das Siegerpodest. Die Lorbeeren hat man sich nicht nur durch das qualitativ hochwertige Lehrangebot und die umfassende Beratung des Akademischen Auslandsamts verdient. Auch Regensburg als Stadt konnte mit seinem reichhaltigen kulturellen Angebot Punkte sammeln, denn für ausländische Studenten zählt bei der Auswahl ihres Studienorts nicht nur der gute Ruf der Universität.

Als großen Bonus bietet Deutschland einen hohen Grad an Sicherheit. Für uns eine Selbstverständlichkeit – für Ausländer ein Grund, gerade hier zu studieren. So erklärt es sich, dass Deutschland allgemein in den Studien der »International Graduate Insight Group« gut abschneidet. Starke 87 Prozent der Befragten sind mit ihrer Studienortswahl Deutschland zufrieden. Gelobt wird nicht nur das sichere Umfeld, sondern auch die Qualität der Ausbildung.

Dennoch bestehe Verbesserungspotenzial, was die Leistungsförderung von Austauschstudenten angeht, sagt Nannette Ripmeester, die an der Studie maßgeblich beteiligt war. Ein weiterer Wermutstropfen: Die unterschiedliche Regelungen zum Thema Studiengebühren (gibt es welche und wenn ja wie hoch?) verwirren nicht nur uns selbst, sondern auch die ausländischen Studierenden.

Doch wer weiß, vielleicht wird sich das Thema



Studiengebühren in der Zukunft zum Positiven wenden? Denn schließlich wusste bereits Konfuzius: »Bildung soll allen zugänglich sein. Man darf keine Standesunterschiede machen.« Und das wäre nicht nur für Deutschland, sondern für alle Länder wünschenswert.

In den Straßen von Kairo

TEXT & FOTOS Sven Klingl



Jeder Ägypter, den ich frage, ob man an den bestehenden politischen Verhältnissen in Ägypten nicht dringend was ändern müsste, antwortet ähnlich: »So, wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben. Aber ich bin nicht bereit, mich für mein Land zu opfern. Alles, was ich erreichen will, ist, genug Geld zu verdienen, um ein gutes Leben zu führen.« Es ist ***November 2010****. Seit gut zwei Monaten studiere ich im Rahmen eines Auslandssemesters an der staatlichen Kairo-Universität Politikwissenschaft. Ich wohne in einer Dreier-WG mit zwei anderen deutschen Gaststudenten, einer Hallenserin und einem Kieler, im neunten Stock eines Betonblocks, mitten in Kairo.*

Für die Parlamentswahlen am 28. November werden große Proteste erwartet. Doch nichts passiert, obwohl Mubaraks Partei diesmal – viel offensichtlicher als bei den beiden vorangegangenen Wahlen – die Wahlen zu ihren Gunsten manipuliert hat. Ich bin ein bisschen enttäuscht und denke mir, es wird wohl noch sehr lange dauern, bis in Ägypten ein demokratischer Systemwechsel stattfinden wird. Aber dann geht plötzlich alles Schlag auf Schlag.

14. Januar 2011. Es sind Ferien und ich mache gerade Urlaub in Israel. In Tel Aviv erreicht mich die Nachricht, dass Tunesiens Präsident Ben Ali nach Saudi-Arabien geflohen ist. Die Tunesier haben es geschafft: Ihr Diktator hat sich den Massenprotesten des Volkes gebeugt und ist abgehauen. Mit meinen beiden Mitreisenden diskutiere ich, ob so was auch in Ägypten möglich wäre. Wir sind sehr skeptisch.

19. Januar. Zurück in Kairo frage ich eine politisch interessierte ägyptische Bekannte, wann die Ägypter es den Tunesiern gleichtun werden. Sie berichtet mir von Demonstrationen, die für den 25. Januar geplant sind, äußert aber selbst große Bedenken, dass sich hier Ähnliches zutragen wird wie in Tunesien. Sie meint: »Die ägyptische Polizei hat in der Vergangenheit immer wieder friedliche Demonstrationen gewaltsam beendet, und das hat bisher auch immer verhindert, dass es zu größeren Protesten kam.«

25. Januar. Alle deutschen Gaststudenten in Kairo sind heute in der Deutschen Botschaft zum Kaffee eingeladen. Bei der Fragerunde mit dem Botschafter wird diesem ziemlich bald die Frage gestellt, was seine Meinung zu den für den heutigen Tag geplanten Demonstrationen sei. Er zeigt sich sehr pessimistisch bezüglich der Demokratiefähigkeit Ägyptens: »An Demonstrationen in Ägypten nehmen maximal nur ein paar hundert Menschen teil und dann verlaufen sie auch gleich wieder im Sand. Das wird heute nicht anders sein. Einen Domino-Effekt, der von Tunesien auf andere arabische Länder überschwappt, wird es sicher nicht geben!« Auch gibt der Botschafter zu erkennen, dass die deutschen Interessen in Ägypten bei Mubarak nicht in den schlechtesten Händen seien. Während der Taxifahrt nach Hause zu meiner Kairoer Wohnung sehe ich, dass es wohl doch mehr Demonstranten sind als der Botschafter erwartet hat. Als ich dann am Abend in den deutschen Internetmedien lese, dass heute die größte Demonstration in Ägypten seit Jahrzehnten stattfand, freue ich mich, dass der Botschafter die Lage krass unterschätzt hat.

26. Januar. Mein ägyptischer Tandem-Partner, mit dem ich mich ab und zu treffe, damit er besser Deutsch und ich besser Arabisch lerne, hat mich in den »Shooting-Club« eingeladen – ein nobler Sportclub für wohlhabende Ägypter. Innerhalb der Mauern des Shooting-Clubs ▷▷

treffe ich auf ein Kairo, das sich völlig von der Außenwelt unterscheidet: schön angelegte Gärten, kein Verkehrslärm und Palastbauten statt Betonblöcke. Wer hier Mitglied ist, gehört zur Sonnenseite Ägyptens. Während ältere Herren neben uns auf lebende Tauben schießen, polemisiert mein Tandem-Partner gegen die Demonstranten: »Diese Idioten wollen doch nur Chaos stiften! In Ägypten ist alles in Ordnung: Jeder, der sich Mühe gibt, kann es hier zu was bringen.« Ich versuche, ihn vom Gegenteil zu überzeugen, doch er hält daran fest, dass Mubarak ein gutes Staatsoberhaupt ist.

27. Januar. Am Abend fahre ich mit der Metro zum Tahrir-Platz. Anders als am Vortag hält die Metro wieder dort. Ich begebe mich an die Oberfläche: Alles ist wie immer, nichts lässt erkennen, dass dieser Ort vorgestern das Zentrum einer der größten Demonstrationen in der Geschichte Ägyptens war. Autos fahren wie üblich im Kreisverkehr, der den Tahrir-Platz umschließt. Die Geschäfte rundherum haben geöffnet, Menschen bummeln und kaufen ein. Kurz gesagt: Es gibt nicht das geringste Anzeichen von politischem Aufruhr. Die Ägypter haben doch hoffentlich nicht schon aufgegeben? Ich beruhige mich: Morgen ist Freitag, der islamische Feiertag. Wahrscheinlich sparen sich die Menschen nur ihre Kräfte, um morgen richtig loszulegen.

28. Januar. Heute Abend geht es mit dem Zug nach Oberägypten, denke ich zumindest noch, als ich am Morgen aufstehe. Das ägyptische Ministerium für Höhere Bildung hatte eine Kulturreise für ausländische Gaststudenten organisiert. Ich schaue auf mein Handy und sehe, dass ich kein Netz habe. Nachdem sie schon gestern das Internet lahmgelegt hat, hat die Regierung heute auch noch das gesamte Handynetz abgeschaltet. Die Rechnung geht aber nicht auf: Gerade, weil die Menschen sich nicht über Internet und Telefon informieren können, gehen sie auf die Straße, um zu sehen, was los ist und schließen sich dann spontan den Demonstrationszügen an.

Mein WG-Mitbewohner und ich nehmen uns ein Taxi zu einem anderen deutschen Gaststudenten. Zu dritt ziehen wir nun durch die Straßen, immer näher in Richtung Tahrir-Platz. Alles ist voll von Menschen. Ganz normale Leute, die vermutlich zum ersten Mal in ihrem Leben demonstrieren, basteln Transparente, mit denen sie euphorisch Mubaraks Rücktritt fordern. Ab dem Gala-Platz, nächst dem Sheraton-Hotel, drängen sich die Menschen so dicht, dass wir nicht weiter voran in Richtung Tahrir-Platz kommen. Wir machen halt neben einem ausgebrannten Polizeitransporter und unterhalten uns mit einigen Demonstranten. Ein Jugendlicher erzählt mir, dass er am ersten Tag noch nicht dabei war, weil es seine Mutter verboten hatte. Aber nachdem die Polizei relativ wenig Gewalt angewendet hatte, darf er heute mitmachen. Ich lasse mich mitreißen von der euphorischen Stimmung, die gerade ganz Ägypten erfasst. Selbst als ich blutende Menschen sehe, die von Gummigeschossen getroffen wurden, empfinde ich keine Angst.

Die Reise am Abend findet nicht statt, weil wir drei Deutschen die Einzigen sind, die am Treffpunkt erscheinen. Die anderen Studenten haben sich nicht aus dem Haus getraut, vermutlich aufgrund der Ausgangssperre, die seit zwei Stunden gilt. Wir machen uns auf den Heimweg und werden noch von ein paar Tränengaswolken heimgesucht. Im Fernsehen beobachten wir dann, wie die Polizei jetzt in ganz Kairo aufgelöst wird und die Armee einrückt. Das Volk jubelt, als die ersten Panzer am Tahrir-Platz ankommen. Es ist für mich kaum zu fassen, wie hoch das Ansehen des Militärs bei den Ägyptern ist. Wenig später hält Mubarak endlich seine lang erwartete Rede. Er will noch bis zum Ende seiner Amtszeit im September bleiben und fordert seine Landsleute auf, nach Hause zu gehen. Zudem kündigt er an, dass das Land ohne ihn im Chaos versinken werde. Diese Drohung macht er sogleich wahr, indem er die Gefängnisse für nicht-politische Gewaltverbrecher öffnen lässt.

29. Januar. In ganz Kairo bilden die Menschen nun Bürgerwehren, um die freigelassenen Plünderer abzuwehren. Auch in meiner Wohngegend errichten die Menschen Straßensperren und bewaffnen sich mit Knüppeln und Molotow-Cocktails, teilweise auch mit Messern und Gewehren. Ein Nachbar in meinem Alter erzählt mir stolz, wie er in der Nacht einen Plünderer mit einem Messer verwundet hat. Ich bin darüber nicht sehr erfreut, versuche aber zu lächeln und klopfe ihm lobend auf die Schulter.

30. Januar. Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) ruft an und bietet an, bei ihm in sicheren Räumen zu übernachten. Ich schaue vorbei, möchte aber nicht auf dem Betonboden schlafen. Deshalb steige ich eine Viertelstunde vor Beginn der Ausgangssperre, die heute schon um 16 Uhr anfängt, in ein Taxi, das durch leergefegte Straßen zu meiner Wohnung jagt. Etwa zur gleichen Zeit beginnen Kampfjets über der Stadt zu kreisen, um das Volk einzuschüchtern. Da mein Mitbewohner beim DAAD geblieben ist und meine Mitbewohnerin seit zehn Tagen im Libanon ist, bin ich allein zu Hause. Nachts werde ich zweimal durch einen nahen Schusswechsel geweckt und bekomme ein bisschen Angst.

31. Januar. Meine Mitbewohnerin kehrt aus dem Libanon zurück, nachdem sie lange feilschen musste, um noch einen Flug von Beirut nach Kairo zu bekommen. Auch mein Mitbewohner ist wieder vom DAAD zurück, somit ist meine Kairoer WG wieder vollständig. Aufgrund der (Falsch-)Meldung, dass die Lebensmittel knapp werden, drängen auch wir uns in einen überfüllten Supermarkt und decken uns mit Lebensmittel ein.

2. Februar. Auch heute gehe ich wieder mit ein paar Freunden auf

den Tahrir-Platz, nachdem wir schon gestern dort waren. Von den Ampeln hängen immer noch erhängte Mubarak-Puppen. Es ist sehr ruhig und nicht überfüllt; es wäre noch Platz für sehr viel mehr Menschen. Plötzlich tauchen aus nördlicher Richtung Leute mit riesigen Mubarak-Portraits auf. Allmählich bricht ein Gerangel zwischen den Menschen auf dem Tahrir-Platz und den ankommenden Mubarak-Anhängern aus. Wir entscheiden uns, den Tahrir-Platz jetzt besser in die andere Richtung zu verlassen. Zu Hause sehen wir auf Al Jazeera, dass das eine gute Entscheidung war und wir in letzter Sekunde davon gekommen sind.

3. Februar.

Ich war vormittags bei einem Kumpel und komme nach Hause. Meine Mitbewohnerin öffnet weinend die Tür und sagt ganz aufgebracht: »Wir müssen Ägypten sofort verlassen! Sie machen jetzt gezielt Jagd auf Ausländer: Eine Deutsche wurde gestern vom Geheimdienst verhaftet und ins Gefängnis gesperrt.« Nach einer WG-Besprechung entscheiden wir uns dann aber alle doch dazu, erst mal in Kairo zu bleiben und abzuwarten. Dabei bleibt es auch, als am Nachmittag die Botschaft anruft und empfiehlt, »das Land jetzt zu verlassen, falls das auf sicherem Wege möglich ist«. Meine beiden Mitbewohner und ich rauchen gerade Schischa und schauen eine DVD an, als es gegen 22 Uhr an unserer Tür klingelt. Es ist unser Hausmeister: Die Armee ist da und will unsere Pässe anschauen. Wir kommen mit runter. Ein Offizier durchblättert unsere Pässe. Als er auf das israelische Visum stößt, schreit er überrascht: »ISRA-IL!« Dann tuschelt er mit den anderen Soldaten. Letztendlich sagen sie uns, dass alles in Ordnung ist und wir wieder in unsere Wohnung gehen können. Meine Mitbewohner beschließen daraufhin, sofort am nächsten Morgen mit dem Konvoi, der täglich von der deutschen Botschaft startet, zum Flughafen zu fahren und heimzufliegen. Ich will noch nicht weg, gerade jetzt, wo es spannend wird. Deshalb vereinbare ich mit einem Kumpel, dass ich morgen früh bei ihm vorbeikomme und die nächsten Tage in seinem Wohnzimmer wohnen werde.

4. Februar.

Es ist sieben Uhr morgens, die Sonne ist noch nicht aufgegangen, doch der Muezzin hat schon einmal gerufen. Ich bin noch im Halbschlaf, als es an der Wohnungstür meiner Kairoer WG klingelt. In kürzester Zeit sind meine beiden Mitbewohner und ich angezogen vor der Wohnungstür versammelt. Ich öffne die Tür: Ein Soldat, mit einem Sturmgewehr bewaffnet, wünscht uns einen guten Morgen. Er fragt uns, ob wir mitkommen können. Da er ein Gewehr hat, stimmen wir natürlich zu. Er bittet uns, in einen neuen VW Jetta einzusteigen, in dem drei Männer in Zivilkleidung sitzen. Wir fahren los. Ich frage mich: Bei wem fahren wir da gerade mit und wohin? Ist das vielleicht gar nicht die ägyptische Armee, sondern irgendeine Miliz oder der Geheimdienst? Oder will sich Mubarak jetzt an Deutschen dafür rächen, dass sich die deutsche Regierung kürzlich von ihm abgewendet hat?

Jetzt bekomme ich richtig Angst und treffe die Entscheidung, wie meine Mitbewohner so schnell wie möglich Ägypten zu verlassen. Das Auto bringt uns zu einem Stützpunkt der regulären ägyptischen Armee; ich atme auf. Wir werden in ein Zimmer gebracht und auf ein Sofa gesetzt. Der Soldat, der uns verhört, ist ungefähr so alt wie wir und spricht perfekt Englisch. Immer wieder blättert er unsere Pässe durch und stellt Suggestivfragen: »You know, there'll be big demonstrations today with many young people who are political. And you are in Egypt to study politics. Isn't that curious?« Neben ihm sitzen zwei weitere Soldaten, denen andauernd ihre Magazine aus den Gewehren fallen, wobei jedes Mal die Patronen auf dem Boden verstreut werden. Nach etwa einer Stunde beschließen sie, uns wieder in unsere Wohnung zu fahren.

Wir holen unsere Koffer, sie organisieren uns ein Taxi zur Botschaft und ein Soldat fährt noch ein Stück weit mit, um sicherzugehen, dass wir auch wirklich zur Botschaft fahren. Dann verabschiedet er sich per Handschlag und sagt, dass wir mal wieder nach Ägypten kommen sollen. Von der Botschaft fahren wir in einem Konvoi aus fünf Schulbussen zum Flughafen. Dort kaufe ich mir ein Ticket nach Frankfurt. Am Nachmittag zeigen die Nachrichten auf CNN, dass das erwartete Chaos am heutigen Freitag ausgeblieben ist. Doch das Ticket ist gekauft und das Geld lässt sich nicht zurückerstatten.

5. Februar.

Um 16 Uhr hebt mein Flugzeug ab, mein Auslandssemester in Ägypten ist damit beendet. Nur sechs Tage später tritt Mubarak zurück. Die Revolution war erfolgreich. ⊛

Lernkultur:

TEXT Ann-Kathrin Winkler

Organisiert lernen – sicher im Studium

Startet man aus dem Schülerdasein ins Studium, lässt man sich schnell blenden von dem vorherrschenden Mythos des Feierstudenten. Ob Wiwi-Fete, Campusfest oder Feiern in der Stadt, Regensburg schläft nicht. Doch in der Prüfungszeit wartet dann das böse Erwachen. Besonders für Erstsemester scheint es oft unmöglich, den angesammelten Prüfungsstoff erfolgreich in den Kopf zu kriegen. Für die meisten bedeutet das nächtelanges Lernen und stapelweise Literatur – ein Kampf gegen die Zeit. Um Situationen wie diese zu vermeiden, bietet Diplom-Psychologin und Lernberaterin Kerstin Zimmermann an der Uni Regensburg jedes Semester einen Workshop an, der Anregungen für effizientes Lernen, Zeitmanagment und Orientierung im Studium liefert. Wer also gerne ein paar Tipps rund ums Studium mitnehmen will, der lausche den Worten der Expertin.

Die Studienwahl muss stimmen!

Denn jeder gute Tipp hilft nichts, wenn die Studienwahl die falsche ist. Fehlt das notwendige Interesse, klappt das Lernen auch nicht. Man spricht dabei von der *intrinsischen Motivation*, dem Wunsch, sich aus eigenem Interesse mit etwas auseinanderzusetzen. Eine der wichtigsten Grundvoraussetzungen fürs Studium!

Ziele setzen!

Wo will ich hin? Was will ich erreichen? Ziele zu haben hilft dabei, Prioritäten zu setzen und die eigenen Wünsche und Visionen nicht aus dem Auge zu verlieren. Wer ein Ziel hat, packt die Dinge energischer und motivierter an. Dabei ist es wichtig, sich realistische Ziele zu setzen und diese Schritt für Schritt umzusetzen. Deshalb rät Zimmermann auch zu einer Einteilung: dem Tagesziel, Wochenziel, Semesterziel, Studienziel, Berufsziel – aber auch zu persönlichen Entwicklungszielen.

Eigeninitiative und Eigenverantwortung sind gefragt!

Studieren will gelernt sein. Ist man die strikten Vorgaben der Schule gewöhnt, kann es zu Beginn schwierig sein, sich an der Universität zurechtzufinden. Um nicht in der Anonymität der Uni unterzugehen, sollte man keinen Kontakt zu Kommilitonen, Professoren oder Universitätsmitarbeitern scheuen. Besonders bei der Erstellung des Stundenplans, der Prüfungsvorbereitung oder allgemeinen Fragen ist es sinnvoll, sich mit erfahrenen Studenten oder Mitarbeitern in Verbindung zu setzen. Speziell dafür hat die Universität Regensburg auch Anlaufstellen wie die der Studentenkanzlei oder der Studienberatung eingerichtet.

Hat man Verständnisprobleme in einem Studienfach, sollte man die Initiative ergreifen, höhere Semester um Rat fragen oder eine Arbeitsgruppe bilden. Denn im Studium ist jeder für sich selbst verantwortlich und muss den Mut aufbringen können, sich selbst zu helfen.

Nutze die vielseitigen Angebote der Universität!

Kerstin Zimmermann hält die persönliche Entwicklung während des Studiums für besonders wichtig. Ein Student zeichnet sich nicht nur durch Noten, Fachwissen oder Leistungspunkte aus. Jeder sollte die vielfältigen Angebote der Uni nutzen, um Interessen auszutesten oder sich in anderen Bereichen weiterzubilden. Engagement im Bereich der Fachschaft, im Sprecherrat, dem Orchester oder dem Theater kann Spaß machen und ist immer eine tolle Möglichkeit, neue Kontakte zu knüpfen. Informiert euch doch einfach unter http://www.uni-regensburg.de/studierende-aktiv/

Eigenen Stil entwickeln – probier dich aus!

Allerdings bedeutet Studieren nicht nur soziale Kontakte knüpfen oder auf eigenen Beinen stehen. Denn täglich wird man mit neuem Lernstoff konfrontiert, der zur Prüfungszeit abgefragt werden soll. Über das Semester hinweg sammelt sich viel Material an, das gepaukt werden muss. Zimmermann betont, dass jeder Student seinen eigenen Lernstil entwickeln muss, denn Lernen ist etwas sehr Persönliches. Dabei spielt auch der Lernrhythmus keine unwichtige Rolle. Viele Studenten sind morgens viel lernaktiver als abends. Genauso gilt aber auch, dass manche nur abends oder nachts produktiv und konzentriert arbeiten können. Wie oft, wann und wie lange, muss jeder für sich selbst rausfinden – da hilft nur Ausprobieren!

Lernmethoden

Es finden sich immer wieder neue Lernideen, basierend auf Methoden, die sich bewährt haben.

Onlinehilfe via Videos. Auf der Webseite www.sofatutor.com findet man Videos aus vielen Fachbereichen. Sie werden von Doktoranden, Professoren oder Lehrern zur Verfügung gestellt und behandeln kurz und prägnant unterschiedliche Themen. Einziger Haken: Um Sofatutor nutzen zu können, fällt ein monatlicher Beitrag an. Umsonst helfen lassen kann man sich auf der bekannten

Videoplattform YouTube. Auch hier findet man Tutorials, Mitschnitte von Vorlesungen oder Erklärungen zu vielen Themen. Kleiner Tipp: »Sendung mit der Maus« und einen Suchbegriff (z.B.: »Sendung mit der Maus Internet«) auf YouTube eingeben, oft finden sich leicht verständliche Videos.

Arbeitsgruppen. Gemeinsames Büffeln mit Kommilitonen ist eine der meistgenutzten Lernmethoden im Studium. Besonders gerne werden Arbeitsgruppen für die Prüfungsvorbereitung organisiert. Fasst den Mut, Kommilitonen anzusprechen oder einen Aushang zu machen!

Mind-Mapping. Für eine wertvolle Lernstrategie hält die Expertin das Mind-Mapping. Dabei wird die Grundidee zentral angeordnet und durch Verästelungen mit weiteren Schlüsselwörtern verknüpft. Anhand der graphischen Darstellung lassen sich Zusammenhänge schnell erschließen. Außerdem konzentriert man sich auf das Wesentliche, da in Mind-Maps gewöhnlich nur kurze Sätze oder Grundbegriffe verwendet werden.

Tages- und Wochenzettel. Kleine bunte Klebezettel – wer kennt sie nicht? Ob Einkaufsliste oder kurze Mitteilung an die WG-Mitbewohner, sie sind überall einsetzbar. Viele Studenten nutzen sie auch, um etwas Ordnung in ihre Tages- oder Wochenplanung zu bringen, indem sie eine »To-do«-Liste anlegen. Diese Listen dienen der Selbstorganisation und erinnern an noch ausstehende Aufgaben. Wichtig ist allerdings, dass man sich realistische Zeitvorgaben setzt. Sammeln sich nämlich Aufgaben an, kann sich das stark demotivierend auswirken. Tipp: Erweitert eure »To-do«-Liste um den Punkt »Can-be-done«!

Feste Lernzeiten. Empfehlenswert ist es, sich selbst bestimmte Lernzeiten zu setzen, um Aufgaben nicht aufzuschieben. Legt man also auf einen Zeitpunkt fest (z. B. jeden Abend nach der Lieblingsserie), fällt es leichter, sich zu motivieren. Anstatt monatelang Prüfungsstoff anzuhäufen, sollte man sich regelmäßig kleine »Lernhappen« vornehmen.

Bibliothek. Wer sich gerne mal von Facebook und Co. ablenken lässt, dem sei ans Herz gelegt, sich eine andere Lernumgebung zu suchen. Viele Studenten nutzen etwa die Lesesäle der Bibliothek, um sich dem Lernen zu widmen.

Skripten. Vorlesungen sind oft ein heilloses Durcheinander. Fasst (am besten direkt nach der Vorlesung) die wichtigsten Details nochmals zusammen oder ergänzt sie mit Notwendigem. Dann steht ihr vor der Prüfung nicht vor einem Stapel unübersichtlicher Aufzeichnungen.

Karteikarten. Notiert euch wichtige Begriffe, Definitionen oder Erklärungen auf Karteikarten und lest jeden Abend vor dem Schlafengehen einige durch. Durch Wiederholung lernt man am besten!

Balance zwischen Freizeit und Lernen

Bei all der Lernerei solltet ihr aber auch die Pausen nicht vergessen. Gönnt euch mal einen freien Tag, legt regelmäßig Pausen ein. Eine Runde Joggen oder ein Besuch in der Eisdiele können Wunder wirken!

Nützliche Links

Lerntechniken, allgemeiner Überblick:
- http://www.tip2.ch/Downloads/Lernkater.pdf
- http://www.uni-bielefeld.de/Universitaet/Einrichtungen/ZSB/Studientechniken.pdf
- http://studium.lerntipp.at

Mind-mapping:
- http://www.mindmap.de

Hausarbeit/Seminararbeit/Referat:
- http://www.studis-online.de/Studieren/Wissenschaftliche_Texte/01recherche.php

Prüfungen:
- http://www.pruefungsratgeber.de
- http://www.uni-protokolle.de/pruefungsangst.php

Zeitplanung und Selbstmanagment:
- http://www.stangl-taller.at/ARBEITSBLAETTER/LERNTECHNIK/ZeitplanungStudenten.shtml
- http://www.unikosmos.de/artikel180.htm

Kostenlose Lernberatung

Kontakt und Terminvereinbarung: Kerstin.Zimmermann@verwaltung.uni-regensburg.de. Offene Lernsprechstunde: donnerstags, 14–15 Uhr, Studentenhaus, Zi. 1.31

Wissenschaftliches Fehlverhalten:

»Die Universität ist keine Kontrollbehörde«

Die Plagiatsaffäre um Karl-Theodor zu Guttenberg hat einigen Staub aufgewirbelt: Die Ausbildung der Nachwuchswissenschaftler stand wochenlang im Zentrum des medialen Interesses. Welche Lehren lassen sich aus dem Dissertationsskandal ziehen? Und welche Rolle kommt der Wissenschaft in unserer Gesellschaft überhaupt zu? Wir haben uns mit dem Wissenschaftsgeschichte-Professor ***Christoph Meinel*** *unterhalten, der an unserer Universität das Amt des Ombudsmanns bei Vorwürfen wissenschaftlichen Fehlverhaltens ausübt.*

INTERVIEW Catriona Hansbauer

Lautschrift: Herr Meinel, Sie sind Ombudsmann bei Vorwürfen wissenschaftlichen Fehlverhaltens. Was genau ist unter dem Begriff »wissenschaftliches Fehlverhalten« zu verstehen?

Meinel: Die Wissenschaft hat – wie alle anderen gesellschaftlichen Teilsysteme auch – ein eigenes Regelwerk, ähnlich wie Spielregeln. Diese besitzen jedoch nicht bloß spielerischen Charakter, sondern sind tatsächlich notwendig, damit das System als solches funktioniert. Wissenschaft als System hat die Aufgabe, neues Wissen zu generieren. Die Regeln sollen sicherstellen, dass diese Funktion gewährleistet bleibt. Fehlverhalten wären somit alle Regelverstöße, die verhindern, dass Wissenschaft neues Wissen produziert. Dazu gehören die Anmaßung fremden geistigen Eigentums, Datenverfälschungen, die Behinderung der Forschungstätigkeit sowie die Behinderung der Publikation von neuem Wissen.

Wissenschaftliches Fehlverhalten ist dieses Frühjahr durch die Guttenberg-Affäre in den Fokus einer breiten Öffentlichkeit gelangt. Die Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis ist den Hochschulen jedoch nicht erst seit gestern ein Anliegen …

Tatsächlich ist das eine relativ neue Entwicklung, die dadurch beschleunigt wurde, dass sich in den letzten Jahrzehnten die Arbeitsbedingungen der Wissenschaftler, insbesondere auch des wissenschaftlichen Nachwuchses, verändert haben. Während der Konkurrenz- und Publikationsdruck immer mehr zunimmt, werden die Karrierechancen in vielen Bereichen immer geringer. In den Achtziger- und Neunzigerjahren kam es dann zu einer Serie öffentlich durch die Presse gegangener Fälle überwiegend aus dem Bereich experimenteller Naturwissenschaft, in denen Daten gefälscht und Bilder manipuliert wurden. Dies hatte zur Folge, dass sich die großen Wissenschaftsfördereinrichtungen in ihrer Sorge um die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft und das Vertrauen von Gesellschaft und Politik in die Wissenschaft ein Regelwerk gegeben haben, das solches Fehlverhalten sanktioniert. Die Universitäten haben sich diese Ordnung dann mehr oder minder zu eigen gemacht.

Die Abgabe einer »ehrenwörtlichen Erklärung« bei der Abfassung von wissenschaftlichen Arbeiten soll die Verfasser der Arbeit sozusagen ein letztes Mal an wissenschaftliche Redlichkeit mahnen. Welche Möglichkeiten zur Verhinderung von wissenschaftlichem Fehlverhalten sehen Sie noch?

Da muss man differenzieren. Eine »ehrenwörtliche Erklärung« gehört in die literarische Gattung des Karl-May-Romans und entspricht eher einem »Indianer-Ehrenwort«, das juristisch folgenlos bleibt. In Regensburg sehen fast alle Promotionsordnungen eine eidesstattliche Versicherung vor. Diese wird als mündlich geleisteter Eid vor einem dazu befähigten Urkundsbeamten abgegeben und ihr Bruch ist strafrechtlich relevant. Deshalb ist die mündliche Vereidigung auch immer mit einer Belehrung über die Rechtsfolgen verbunden. Diese Erhöhung des Problembewusstseins kommt allerdings erst zu einem sehr späten Zeitpunkt. Im Grunde muss den Studenten vom ersten Seminar an deutlich gemacht werden, dass der Bereich der Wissenschaft anders funktioniert als der Bereich der Schule. Hier hat die Universität eine pädagogische Aufgabe, auf die sie sich vielleicht noch verstärkt konzentrieren sollte.

In Paragraph 7 der Ordnung der Universität Regensburg über die Grundsätze zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis heißt es: »Die Ahndung wissenschaftlichen Fehlverhaltens richtet sich nach den Umständen des Einzelfalles.« Das klingt ja ziemlich vage …

Solche Ordnungen müssen vage sein, da sie auf den einzelnen und immer wieder anders gelagerten Fall anwendbar sein müssen. Schließlich kann wissenschaftliches Fehlverhalten von dem Vergessen einer Fußnote bis hin zu systematisch und langfristig betriebenen Betrugsversuchen reichen. Dementsprechend sind auch die Sanktionsmaßnahmen abgestuft. Das fängt von der zurückgewiesenen und mit der Aufforderung zur Nachbesserung versehenen Seminararbeit an und geht über die kollegiale, innerwissenschaftliche Ächtung bis hin zum faktischen Aus der wissenschaftlichen Karriere. Was uns in der Universität auf der Ebene der akademischen Lehre vielleicht noch fehlt, ist ein Regelwerk für den Umgang mit den unterschiedlichen Stufen von Fehlverhalten. Bisher haben wir die Beobachtung gemacht, dass die Dozenten häufig allein gelassen sind und *ad hoc* Entscheidungen treffen müssen.

»Im Grunde muss den Studenten vom ersten Seminar an deutlich gemacht werden, dass Wissenschaft anders funktioniert als Schule.«

Gibt es bestimmte Wissenschaftsgebiete, die sich in der Vergangenheit als besonders anfällig für wissenschaftliches Fehlverhalten erwiesen haben?

In den empirischen Wissenschaften, in denen es die Möglichkeit der Manipulation von Daten gibt, liegen die Täuschungsmöglichkeiten anders als in den Textwis-

senschaften, in denen eher die Frage der angemaßten Autorschaft ein Problem ist und die leichte Verfügbarkeit elektronischer Texte eine zusätzliche Versuchung darstellt. Wissenschaftliches Fehlverhalten ist sicher auch ein Phänomen von großen Fächern. Wer im Gebiet der Altiranistik eine Doktorarbeit per Copy & Paste herstellt, wird relativ rasch auffallen. Möglicherweise spielen auch unterschiedliche Fachkulturen eine Rolle. In den Laborwissenschaften wird in der Gruppe gearbeitet; die Arbeitsgruppenleiter sehen die einzelnen Doktoranden und Diplomaten über viele Monate hinweg häufig täglich und lassen sich Zwischenergebnisse berichten. Ein rein fiktives Ergebnis ist hier viel schwerer zu erbringen als in Fächern, in denen die Promotion im Wesentlichen im Alleingang geschrieben wird.

»Wir wollen unsere Studenten nicht in jedem Schritt überwachen.«

Die Doktorarbeit von Karl-Theodor zu Guttenberg wurde von seinem Doktorvater, Professor Peter Häberle, und einem Zweitgutachter bewertet und mit der Bestnote »summa cum laude« benotet. Ist eine zweifache Begutachtung von Doktorarbeiten die Regel?

Bei der Promotion ist es in allen unseren Fächern der Standard, dass zwei Gutachten geschrieben werden. In einigen Fakultäten muss im Falle der Höchstnote ein drittes, externes Gutachten eingeholt werden. Hier geht es aber in erster Linie um die Bewertung und Festsetzung der Note. Es ist sicher nicht Aufgabe der Prüfer, jede eingereichte Arbeit unter Pauschalverdacht zu stellen und am PC erst einmal nach Plagiaten zu suchen. Der Gutachter muss zunächst davon ausgehen können, dass es sich bei der Arbeit um eine seriöse und nach den Grundsätzen guter wissenschaftlicher Praxis angefertigten Arbeit handelt.

Der Kommissionsbericht der Kommission »Selbstkontrolle in der Wissenschaft« nennt 15 Punkte zur Sicherung der Standards guter wissenschaftlicher Praxis, darunter etwa den »behutsamen Einsatz« von Plagiatssoftware. Was halten Sie von diesem Vorschlag?

Ich empfehle, dass bei der Abgabe der Arbeit grundsätzlich auch eine elektronische Version abgegeben werden soll. Somit wird eine elektronische Abgleichung zumindest möglich, was nicht bedeutet, dass die Fakultäten den Willen oder auch nur die Mittel haben, alle Arbeiten einer Regelüberprüfung zu unterziehen. Im Grunde ist ein cleverer Dozent einer Software ohnehin überlegen. Die Vorschläge der Bayreuther Kommission habe ich als Ombudsmann vor einigen Wochen an alle Fakultäten geschickt mit der Bitte die Promotionsordnungen zu überprüfen und gegebenenfalls Verbesserungen vorzunehmen. Insgesamt konnte ich aber feststellen, dass unsere Promotionsordnungen in aller Regel besser, weil zum Teil moderner sind.

Am 22. Februar 2011 waren laut einer repräsentativen Infratest-Umfrage 72 Prozent der Deutschen der Ansicht, dass die Rückgabe des Doktortitels ausreichend sei und Guttenberg im Amt bleiben solle. Welchen Stellenwert hat die Wissenschaft Ihrer Meinung nach in unserer Gesellschaft?

Das war im Grunde der verstörendste Aspekt an der ganzen Diskussion. Einerseits sagt uns unsere Politik, dass wir in einer Wissensgesellschaft leben und die Wissenschaft als Beratungs-, Steuerungs- und Gestaltungsinstrument in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens brauchen. Auf der anderen Seite bekommt man bescheinigt, dass die Wissenschaft nichts zählt, wenn es um Fragen der Macht geht. Hier war es nicht zuletzt den Stimmen aus der Wissenschaft zu verdanken, die deutlich gesagt haben: So geht es nicht! So könnt ihr die Wissenschaft nicht behandeln. Den Stellenwert der Wissenschaft in der Gesellschaft sehe ich aber durch diese Affäre nicht bedroht. Ich denke aus der Affäre haben alle Seiten letztlich doch eine Menge gelernt.

Eine letzte Frage, die an Sie als Dozent für Wissenschaftsgeschichte geht: Müssen Dozenten in Zeiten von Copy & Paste ein höheres Misstrauen ihren Studenten gegenüber an den Tag legen?

Die Universität ist keine Kontrollbehörde. Wir wollen in jungen Menschen die sachliche Neugierde wecken, sie auf ihrem Weg begleiten und anregen, eigene Fragen zu stellen. Wir wollen unsere Studenten nicht in jedem Schritt überwachen und kontrollieren, sondern ihnen vertrauen. Denn wenn das nicht funktioniert, dann müssten wir eigentlich die Universität als Ort der Wissenschaft abschaffen. Dennoch dürfen wir die Augen nicht davor verschließen, dass die stärkere Ökonomisierung des Wissenschaftsbetriebes auch zur Folge hat, dass ökonomisch relevante Werte das wissenschaftliche Wertsystem zu überformen drohen. Das ist sicher der Preis einer stärkeren, wenn auch wünschenswerten Wechselwirkung von Wissenschaft und Gesellschaft. Wir müssen uns aber bewusst sein, dass diese verstärkte Wechselwirkung möglicherweise auch den Preis der Abhängigkeit hat. Die Universität ist immer wieder aufgerufen sich zu fragen, was ihre Funktion in der Gesellschaft ist. Wo sind die Grenzen zwischen dem akademischen Leben und seinen Spielregeln und dem öffentlichen Leben? Was im akademischen Bereich als Fehlverhalten gilt, ist im wirtschaftlichen Leben vielleicht einfach nur cleveres Verhalten. In jedem System herrschen eben andere Spielregeln, die aber jeweils befolgt werden müssen.

Literatur zum Thema

- Deutsche Forschungsgemeinschaft: *Wissenschaftliches Fehlverhalten – Erfahrungen von Ombudsgremien*. Weinheim 2004.
- Heinrich Zankl: *Fälscher, Schwindler, Scharlatane: Betrug in Forschung und Wissenschaft*. Weinheim 2006.
- Horace Freeland Judson: *The Great Betrayal: Fraud in Science*. Orlando 2004.
- David L. Goodstein: *On Fact and Fraud. Cautionary Tales from the Front Lines of Science*. Princeton 2010.
- Marco Finetti und Armin Himmelrath: *Der Sündenfall. Betrug und Fälschung in der deutschen Wissenschaft*. Stuttgart 1999.
- Solomon Rivlin: *Scientific Misconduct and Its Cover-Up. Diary of a Whistleblower*. Boca Raton 2004.
- Federico di Trocchio: *Der große Schwindel. Betrug und Fälschung in der Wissenschaft*. Frankfurt am Main 1995.

Happy birthday, Dings Impro

Wenn man ins Theater geht und keine Ahnung hat, was auf der Bühne passieren wird, könnte das ein spannender Abend werden. Wenn die Schauspieler genauso wenig Ahnung haben, wird es zwar nicht ganz so spannend, dafür umso lustiger. Im Improtheater werden kleine Szenen gespielt, meist auf die Zurufe der Zuschauer hin. Die Schauspieler wissen also am Anfang des Abends wirklich nicht, was auf sie zukommen wird. Dass es dabei zu Missverständnissen und amüsanten Verwicklungen kommt, ist völlig klar. So ist es auch Mitte Mai passiert, als Dings Impro, die Improvisationstheatergruppe unserer Uni, ihren vierten Geburtstag feierte.

An diesem Abend haben wir Zuschauer beispielsweise erfahren, was passiert, wenn ein Junggeselle bei der beliebten Kuppelshow »Herzblatt« die Wahl zwischen einer kleptomanischen Mickey Maus und einer dementen Barbiepuppe hat. Oder dass auch Teddybären gegen Blasenschwäche helfen können. Außerdem konnte man den Erfinder eines sich selbst lesenden Buches kennenlernen – und vieles mehr. Improvisationstheater ist auf jeden Fall einen Besuch wert.

In diesem Sinne: Happy birthday, Dings Impro, auf die nächsten vier Jahre!

Anna Kühner

Vorratsdatenspeicherung:

Kultur der Gleichgültigkeit

text Susanne Morisch

Es ist ein schwül-warmer Freitagabend Ende Mai. Am Campus begegnen mir vereinzelt einsame Gestalten mit grauen Gesichtern. In ihren Mienen spiegelt sich die Erleichterung, der Uni in wenigen Augenblicken den Rücken kehren zu können.

Ich bin die Einzige, die zielstrebig Richtung H 5 geht – der Hörsaal, in dem eine Podiumsdiskussion zum Thema »Vorratsdatenspeicherung« stattfindet. Drinnen angelangt, bietet sich mir ein ähnliches Bild wie auf dem Campus: Ein paar einsame Gestalten besetzen die verfügbaren Plätze nur spärlich. In ihren Gesichtern lese ich Erschöpfung und Langeweile.

Ich sehe mich um. Die Tafel, sonst mit Kreideresten und Wasserflecken verschmiert, ziert ein Banner mit der Aufschrift »Freiheit statt Angst – Für die Grundrechte«.

Davor sitzen zwei Männer und eine Frau, Anfang oder Mitte 40, kurze blonde Haare, blaue Augen, groß und schlank vom Typ Marietta Slomka, mit Namen Sabine Sobola – ihres Zeichens Anwältin, spezialisiert auf IT-Recht. Sie wird von zwei Männern flankiert, die gegensätzlicher kaum sein könnten. Der eine Mittfünfziger mit wirr abstehendem, grauen Haar, eisblauen Augen und korrekt mit Jackett und Einstecktuch gekleidet. Sein Name ist Professor Christian Wolff (sein Blick hat auch etwas Wölfisches). Der andere, Malte Spitz, ist wohl Anfang 30 und vermittelt dem Betrachter mit seiner sonnengebräunten Haut, dem Dreitagebart und dem runden Gesicht den Eindruck eines gutmütigen Bären.

Sobola wurde als juristische Expertin geladen, Wolff aufgrund seines Lehrstuhls für Medieninformatik und Spitz, weil er nicht akzeptierte, was die meisten von uns stillschweigend hinnehmen: die Speicherung seiner Daten.

Seit 2006 kämpft Spitz gegen die Vorratsdatenspeicherung. Zurecht, wie er feststellte. Zwischen August 2009 und Februar 2010 speicherte T-Mobile von ihm insgesamt 35.831 (!) Daten. Diese geben darüber Auskunft, wann er wen angerufen hat, wer ihn anrief, wie lange die Gespräche dauerten, wann und an wen er SMS versandte und wer ihm eine Nachricht via Handy zukommen ließ, wann er sich ins Internet begab, und – man ahnt es schon – natürlich auch wie lange.

Schön und gut, wird jetzt der eine oder andere sagen, dann weiß eben jemand, wann ich telefoniert habe. Aber wer ist eigentlich dieser jemand, der weiß, wann ich telefoniere? Und was macht der dann damit?

Aus Einzeldaten wird ein ganzes Beziehungsgeflecht

Malte Spitz zeigt, was mit der Vorratsdatenspeicherung möglich ist. Zusammen mit *Zeit Online* bereitete er die von seinem Telefonanbieter gespeicherten Daten auf, sodass sich ein lückenloses Bewegungsprofil ergab. Das bedeutet, dass man im genannten Zeitraum jederzeit feststellen konnte, wann sich Malte Spitz wo aufhielt – und das auf 50 Meter genau! Er ruft exemplarisch den 18.9.2009 auf und ich kann an der Leinwand sehen, wo sich der junge Mann an diesem Tag wann wie lange aufgehalten hat.

Bereits jetzt wird demjenigen, der sich in die lange Reihe der »Wer nichts zu verbergen hat, hat auch nichts zu befürchten«-Prediger eingereiht hat, wohl leicht mulmig. Wirklich interessant wird es aber erst, wenn man mehrere solcher Bewegungsprofile übereinander legt. Plötzlich lässt sich ein ganzes Beziehungsgeflecht mit einem Mausklick visualisieren. Nach oben scheint es da keine Grenzen zu geben; es ist möglich, genau zu sagen, wie die 83 Millionen Einwohner der Bundesrepublik zueinander stehen.

Aber wie kam Malte Spitz eigentlich zu seinen Daten? Und warum durfte sie T-Mobile speichern?

Rückblende. Am 14. Dezember 2005 stimmte das Europäische Parlament für die umstrittene Richtlinie zur Vorratsdatenspeicherung. Zwischen Vorstellung des Richtlinienentwurfs und der entscheidenden Lesung lagen damals nur drei Monate. Kein anderes Gesetzgebungsverfahren in der Geschichte der EU nahm einen derart rasanten Verlauf. Der gemeine EU-Bürger hätte sich da schon fragen können, ob sich die Damen und Herren Parlamentarier genug Zeit genommen haben, um dieses wichtige Thema von allen Seiten zu beleuchten. Tat aber kaum jemand. Der viel zitierte gesamteuropäische Aufschrei war eher ein Murmeln Einzelner.

In Deutschland wurde die Vorratsdatenspeicherung durch das »Gesetz zur Neuregelung der Telekommunikationsüberwachung und anderer verdeckter Ermittlungsmaßnahmen sowie zur Umsetzung der Richtlinie 2006/24/EG« am 1. Januar 2008 eingeführt. Dazu gaben einige SPD-Abgeordnete eine Stellungnahme ab: »Trotz schwerwiegender politischer und verfassungsrechtlicher Bedenken werden wir im Ergebnis dem Gesetzentwurf […] zustimmen, weil davon auszugehen ist, dass in absehbarer Zeit eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts möglicherweise verfassungswidrige Bestandteile für unwirksam erklären wird.« Auf Deutsch: Wir wissen zwar, dass die Vorratsdatenspeicherung nicht mit dem Grundgesetz vereinbar ist, aber was soll's, das Bundesverfassungsgericht wird sich schon darum kümmern.

Den Karlsruher Richtern blieb indes auch nichts anderes übrig, wurden sie doch mit Verfassungsbeschwerden, unter anderem von FDP- und Grünen-Politikern, geradezu überschwemmt. Am 11. März 2008 schränkte das BVG das Gesetz per einstweiliger Anordnung stark ein. Bevor auf die gesammelten Vorratsdaten zugegriffen ▷▷

werden konnte, musste ein durch Tatsachen begründeter Verdacht vorliegen, und andere Ermittlungsmöglichkeiten mussten wesentlich erschwert oder aussichtslos sein. Immerhin.

Ende 2009 wurde am obersten Deutschen Gerichtshof über das Gesetz verhandelt, am 2. März 2010 die Urteilsverkündung: Vorratsdatenspeicherung ist – welch Überraschung – nicht mit dem Grundgesetz zu vereinbaren. Also, so generell. »Dezentral« könne man schon speichern, man müsse die Informationen eben mit »besonderen Maßnahmen« schützen. Wie diese genau aussehen sollen, darüber wurde sich allerdings ausgeschwiegen.

Die Vorratsdatenspeicherung ist in Deutschland seither unzulässig, bereits gespeicherte Informationen mussten gelöscht werden. Damit ist die BRD als EU-Mitglied aber noch nicht aus dem Schneider: Im April dieses Jahres forderte die EU-Kommission Deutschland auf, sehr bald ein neues Gesetz zu verabschieden, da andernfalls ein Verfahren wegen Verletzung des EU-Vertrages drohe. Ob wir der Telefonüberwachung also abermals ein Stückchen näher rücken werden, steht noch nicht fest.

Zurück zum Diskussionsabend. Malte Spitz übergibt das Wort an Christian Wolff, der dem Plenum die technische Perspektive der Vorratsdatenspeicherung aufzeigt.

Zunächst merkt er an, dass es zwar jederzeit möglich ist, Sender und Empfänger sowie Ort und Zeit zu ermitteln, die Inhalte durch Kryptographie – das ist die Bezeichnung für die Verschlüsselung von Signaturen – verborgen werden können. Um es an einem Beispiel deutlich zu machen: Wenn Terrorist A Terrorist B eine E-Mail schickt, wann und wo er sich in die Luft sprengen soll, kann man zwar ausmachen, dass eine Mail von A nach B geschickt wurde, den Inhalt aber kennen nur die beiden Terroristen. Ob daraus also ein großer Erkenntnisgewinn für die Strafverfolgung zu ziehen ist, darf bezweifelt werden.

Wolff kritisiert weiter, dass die Vorratsdatenspeicherung eine ökonomische Katastrophe sei, da sie Kosten von mehreren 100 Millionen Euro verursache. Hinzu kommt, dass Software zur Anonymisierung der Kommunikation im Internet kostenfrei zur Verfügung steht. Wolff geht davon aus, dass »ein Verbrecher intelligent genug ist, das für seine Zwecke zu nutzen«. Zum Beispiel könne man mit »pretty good privacy« die Inhalte einer Nachricht verschlüsseln oder sich mit »The Onion Routing (TOR)« zum Anonymus machen. Außerdem gibt es sogenannte »Mix-Kaskaden«, die dafür sorgen, dass der Ausgangspunkt einer Nachricht oder einer Internet-Seite nicht mehr ermittelt werden kann.

Gibt man seine Daten noch selbstbestimmt preis?

Dass die Software insgesamt sehr komplex und inhärent fehlerhaft ist, belegen zahllose Datenpannen bei Google, UNESCO, Sony, dem Bayerischen Landesamt für Finanzen und vielen anderen, bei denen sich zeigte, dass mit der systematischen Speicherung von Daten dem Missbrauch Vorschub geleistet wird. Die Internet-Seite www.datenleck.net enthält eine Auflistung aller bekannt gewordenen Datenpannen. Der Verlust von acht Millionen Patientendaten bei der britischen Gesundheitsbörse oder die Veröffentlichung der E-Mail-Adressen von Pornokonsumenten sind nur zwei von tausenden Fällen, bei denen der Missbrauch von Daten aufgeflogen ist. Hinzu kommt noch eine unbestimmt hohe Zahl der Datenpannen, die vertuscht werden konnten.

Zum Schluss kommt Sabine Sobola zu Wort. Die Juristin erklärt dem Plenum, dass die Vorratsdatenspeicherung dem Prinzip der Rechtsstaatlichkeit, auf dem das Grundgesetz Deutschlands fußt, widerspricht. Konkret ist sie nicht mit dem bei uns geltenden Zweckbestimmungsrecht vereinbar, da der Zweck zum Zeitpunkt der Speicherung noch unbestimmt ist.

Abschließend bringt Sobola eine Tatsache zur Sprache, die von den Befürwortern der Vorratsdatenspeicherung konsequent ignoriert wird: Bisher konnte kein einziges Verbrechen durch die Vorratsdatenspeicherung aufgeklärt werden! Da das aber ihr Hauptzweck sein sollte, ist es wohl nicht mehr nötig, über Sinn und Unsinn dieser Maßnahme zu streiten. Dennoch ist die Juristin der Meinung, dass es einen erneuten Versuch geben wird, die VDS in Deutschland einzuführen.

Nach dem Ende des dritten Vortrags scheint das Plenum erwacht. Es entzündet sich eine heftige Diskussion, bei der Fragen gestellt werden, die alle etwas angehen: Wenn wir so sehr gegen Vorratsdatenspeicherung sind, was bewegt uns dann dazu, der Öffentlichkeit private Informationen über uns bei Facebook, StudiVZ und anderen Internetplattformen zu liefern? Gibt man diese Daten noch selbstbestimmt preis, wo doch bei Nichtbeteiligung ein Ausschluss aus der digitalen Kommunikation erfolgt? Wie kann es sein, dass selbst Leute, die an Demos gegen die VDS teilnehmen, den Organisator bitten, sie nicht anzurufen, damit sie nicht miteinander in Verbindung gebracht werden können? Wird es dank der rasanten Entwicklung der Technik in Zukunft überhaupt noch ein Privatleben geben? Kann dem Technik-Philosophen geglaubt werden, wenn er behauptet, Gedankenlesen per Computer sei bald möglich?

Tiefschürfende, essentielle Fragen, möchte ich meinen. Und doch war die Veranstaltung so schwach besucht. Weit weniger als die Hälfte des Plenums waren Studenten. Wenn selbst die vielbeschworene »Bildungselite« unseres Landes größtenteils kein Interesse daran zeigt, auf jene Fragen eine Antwort zu suchen, bleibt mir nur zu hoffen, dass sich George Orwells »1984« nicht als prophetisch erweist: »Und wenn alle anderen die […] Lüge glaubten – wenn alle Aufzeichnungen gleich lauteten – dann ging die Lüge in die Geschichte ein und wurde Wahrheit«.

Christian Wolff, Malte Spitz und Sabine Sobola

Früh übt sich …
… wer Student werden will

TEXT Michaela Schwinn

Es ist 17 Uhr an einem sonnigen Dienstagnachmittag. Das Audimax beginnt sich langsam zu füllen. Wie üblich vor Vorlesungen, breitet sich leises Gemurmel und Gelächter in dem großen Saal aus. Doch etwas ist anders: Statt Collegeblock und Kugelschreiber bevölkern Plüschhund Krümel und dessen Kumpane die Schreibplatten. Das aber erscheint wenig verwunderlich, wenn man bedenkt, dass die Zuhörer zwischen 8 und 13 Jahre alt sind. Im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Universität für Kinder« werden auch in diesem Jahr wieder wissenschaftliche Themen von Professoren kindgerecht aufbereitet und im Audimax der Universität Regensburg vorgetragen.

Bei der Auftaktveranstaltung am 28. Juni brachte Professor Mark Greenlee den Kindern das Thema »Auge – Gehirn – Wahrnehmung« näher. Mit zahlreichen Bildern und Videoclips erklärte Greenlee sowohl den Aufbau des Auges als auch die Fähigkeit zur räumlichen Wahrnehmung. Mit Spannung erwarteten die kleinen Studenten den Einsatz der 3D-Brillen, die vor der Vorlesung ausgeteilt worden waren. Selbst Greenlee war erstaunt über das bereits vorhandene Wissen mancher Kinder und ließ es sich nicht nehmen, diese spaßeshalber in seine regulären Vorlesungen einzuladen. Da die Eltern separat in der Hörsaal-Galerie Platz nehmen mussten, war ein Team von studentischen Hilfskräften, die sogenannten »gelben Engel«, mit Mikrofonen im Einsatz, um bei Problemen und Fragen zu helfen.

Mit der Kinderuni haben Rudolf Bauer, Akademischer Direktor am Lehrstuhl Grundschulpädagogik, und sein Team ein schönes und interessantes Projekt ins Leben gerufen, das noch bis zum Ende der Vorlesungszeit jeden Dienstag stattfindet. Infos und Programm: *www.ur.de/studium/gasthoerer/universitaet-kinder/*

Reklame

unipizzeria
il cuore dell´universita

TEXT Ina Jeske

Zwei Studenten lassen Inszenierungen jetzt online stattfinden:

Kultur + Jogginghose = Theater 2.0

Ein Buch lesen? Wäre schön, aber keine Zeit. Theater? Die Stücke sprechen mich nicht an und überhaupt – zu altmodisch. Kino? Ebbe im Geldbeutel. Für all diejenigen, die sich zwar für einen stilvollen Theaterbesuch, einen netten Kinoabend oder ein gutes Buch erwärmen können, aber durch hunderte Gründe davon abgehalten werden, gibt es jetzt eine attraktive Alternative. Wir, das Publikum, müssen uns nicht zur Geschichte bewegen, sondern die Geschichte kommt zu uns.

Der Zuschauer kann also in der Jogginghose zu Hause bleiben und die Füße hochlegen oder auch mit seinem Smartphone unterwegs sein. Eine neue Form von Theater findet nämlich genau da statt, wo sich der Durchschnittsdeutsche sowieso rund 135 Minuten am Tag befindet – im Internet. Genauer gesagt in den sozialen Netzwerken Facebook, Twitter und Co.

Dennis und Andreas, zwei Studenten aus Potsdam und Regensburg, haben die bunte Vielfalt an Kommunikationsplattformen im Internet für sich genutzt und diese Idee in die Tat umgesetzt: »Wir haben es beim echten Theater versucht, aber da wollten sie uns nicht. Und da haben wir uns gedacht: Gehen wir eben zu Facebook, da nehmen sie ja fast jeden.« Und so entstand dann das Projekt »Cloudtells – Social Media Theater« mit der Website www.cloudtells.de. Das Konzept ist denkbar einfach (und kostenlos): Eine komplette Geschichte wird nur über die sozialen Netzwerke erzählt. Dafür bekommen die einzelnen Figuren ein eigenes Profil auf Facebook erstellt. Die Zuschauer können dann zu ihren Freunden oder Followern werden und so die Handlung verfolgen. Das geschieht in Form von Kommentaren, Statusnachrichten, Fotos, Videos und Podcasts, die auf den verschiedenen Onlineplattformen verteilt werden und sich so zu einer Geschichte zusammenfügen.

»Gefällt mir« statt Applaus

Aber keine Sorge, hier ist kein großer Zeitaufwand nötig, denn die Beiträge sind in kleine, bekömmliche Portionen eingeteilt. Außerdem wird nur hin und wieder etwas Neues online gestellt, denn die Erzählung findet in Echtzeit statt. Obendrein kann man selbst entscheiden, wo und wie sehr man als Zuschauer aktiv sein will. Wer beispielsweise nur Facebook und YouTube nutzen möchte oder mal länger offline ist, versäumt trotzdem nichts, denn es wird doppelt oder gegenseitig ergänzend gepostet.

Der Bote, Jonathan und Marie: Die Profilbilder der Cloudtell-Helden

À propos aktiv: Besonders ist auch, dass man sich nicht wie im Theater nur durch den Schlussapplaus zum Stück »äußert«; bei Cloudtells kann man das gesamte Geschehen etwa durch Kommentare oder den »Gefällt-mir«-Button interaktiv mitgestalten und auf den Ausgang der Erzählung Einfluss nehmen. Dabei versichert die Homepage: »Cloudtells ist kein Rollenspiel! Wir wollen dir gute Unterhaltung bieten. (…) Cloudtells will Geschichten erzählen.«

»Jonathan und das goldene Schwert« war das erste Stück, ein sogenannter Cloudtell, der beiden Studenten. Noch spielte es sich nur mittels Fotos, Statusnachrichten und Kommentaren auf Facebook über einen Zeitraum von rund zwei Wochen ab. Dafür wurden für die Profilbilder der Darsteller Legofiguren verwendet und kleine Fotostories erstellt. Dennis und Andreas möchten sich aber für alle kommenden Projekte sukzessive auf andere Netzwerke und weitere Kommunikationsformen ausweiten. Für Videos könnten sie sich sogar den Einsatz von realen Schauspielern vorstellen. Die nächste Erzählung wird bereits von einer freien Schriftstellerin verfasst.

Unserem Lebensstil kommt eine solche Form von Theater gerade recht. Durch die umfangreiche Nutzung von sozialen Netzwerken sind wir sowieso schon an eine andere, verkürzte Art von Maleben-schnell-nebenbei-Kommunikation gewöhnt. Hier zeigen sich dann auch die Vorteile dieser modernen Art von mobilem Zwischendurch-Theater. Es liefert eine Story in kleinen Häppchen, ist auch unterwegs via Smartphone nutzbar, man ist sozial und online mit der Handlung an den Orten vernetzt, wo man sich ohnehin oft aufhält, konsumiert aber trotzdem nur so viel, wie man will.

Das Besondere an einem Theater- oder Kinobesuch geht bei Cloudtells allerdings verloren. Wer sich gerne vorher schick macht, mit der Familie oder Freunden den Abend genießen, beim Schlussapplaus frenetisch der darstellerischen Leistung Beifall spenden will (oder eben auch nicht) und sich nach der Vorstellung noch bei einem Glas Wein an einer Diskussion über das Gesehene erfreut, der muss bei der Nutzung des Online-Theaters leider Abstriche machen. Alleine vor dem Laptop sitzen und alle paar Stunden oder Tage die Fortsetzung der Handlung verfolgen, wobei soziale Kontakte nur online in Form von Kommentaren gepflegt werden, ist eben nicht jedermanns Sache.

Science Slam 2011:

Wissenschaft schlägt zu

text Alexander Lüttich

Es ist der 15. Mai, 20 Uhr. Im Hörsaal 15 der Universität Regensburg findet der 1. Regensburger Science Slam statt. Was hat man da eigentlich zu erwarten? Laut einem weit verbreiteten, mehr oder weniger geschätzten Onlinelexikon handelt es sich beim Science Slam um ein »wissenschaftliches Kurzvortragsturnier, bei dem Wissenschaftler ihre Forschungsthemen innerhalb einer vorgegebenen Zeit vor Publikum präsentieren … die Bewertung erfolgt durch das Publikum.« Das Konzept ist natürlich vom Poetry Slam im modernen Kulturbetrieb hinreichend bekannt. Und trotzdem: Wo fünf seriöse Regensburger Wissenschaftler ihre Forschung publikumswirksam in höchstens zehn Minuten vorstellen wollen, wo Wissenschaft und rohe Gewalt (engl. to *slam*: bolzen, heftig zuschalgen) aufeinandertreffen, da möchte man schon dabei sein.

Das hatten sich vermutlich auch andere Studenten gedacht. Bereits um halb acht, eine halbe Stunde vor Beginn der Veranstaltung, ist der Hörsaal voll besetzt. Und der Strom der Studenten reißt nicht ab, ergießt sich in ein lautes, schallendes Plaudern, ein Meer aus Stimmen und ein niederfrequentes, rhythmisches Dröhnen, das aus dem Maschinenraum eines Tankers dringen könnte, den Hörsaal aber vermutlich über die Rohre der Lüftungstechnik erreicht. Immer mehr hoffnungsfrohe Zuschauer füllen den Raum, besetzen die Stufen, sie brechen durch die Seiteneingänge und müssen von den Veranstaltern bisweilen gestoppt werden, damit sie die Arena der Slammer nicht fluten.

Das Licht wird gedimmt und die nervöse Masse erwidert reflexartig mit lautem Applaus: falscher Alarm. Offensichtlich wurde im Gedränge der Lichtschalter versehentlich gedrückt. Etwas später aber treten die Slammaster, die Moderatoren, zur Begrüßung vor. Die Regularien werden erörtert und die Vortragsreihenfolge der Teilnehmer ausgelost. Man erfährt außerdem, dass ein offenbar bekannter Poetry Slammer und Regensburger Student namens Thomas Spitzer außerhalb des eigentlichen Slams die Veranstaltung eröffnen wird.

Spitzer tritt an. Stilgerecht und routiniert stellt der Mathematikstudent die Klischees seines Studienfaches überspitzt dar. Er entwirft einen eigenen sozialen Kosmos aus nerdigen Starwars-Fans, deren kommunikative Kompetenz sich beim Wörterschreiben auf einem Taschenrechner voll entfalten kann. Seine Parodie ist deftig, originell, überzeugt mit gelungenen Wortspielen und Anspielungen und verleitet zum Schmunzeln und Lachen.

Gelenkköpfe und der Geist der Revolution

Mit einem weiteren Text namens »Fleischliche Liebe« gesteht der Texter einer Fleischfachverkäuferin (»Hähnchenschlegel-Mädel«) seine Zuneigung. Das geschieht nicht besonders lyrisch, nach Art klassischer Liebesgedichte, für den eigenen Geschmack auch etwas zu rau; durch seine authentische und leicht verschmitzte Art sowie einen Rap gegen Ende des Stücks erobert er allerdings die Sympathien der Zuschauer und bekommt am Ende großen Beifall.

Daraufhin beginnt mit Dr. Ernst Sendtner, einem Oberarzt an der Orthopädie der Universitätsklinik, der erste eigentliche Slammer seinen Vortrag. Sein Thema: »Wenn möglich bitte wenden – Navigation beim Hüftgelenkersatz«. Als Chirurg freut sich Sendtner dann auch gleich sehr über die »nette Einstimmung mit der Metzgerei«, die Spitzer mit seinem Liebesgedicht kurz zuvor geliefert hatte. Sendtner zeigt nämlich sehr bald die ersten OP-Bilder, zeigt wie ein geschädigter Gelenkkopf am besten aus dem Bein herausgeschnitten werden sollte. Zum Einsatz des neuen Gelenks müsse anschließend der Schenkelhals aus der Muskulatur herausgedreht werden … – das zartbesaitete Publikum stöhnt beim Anblick der Präsentation! Schließlich erläutert Sandtner eine neue, computergestützte Methode, um das Implantat optimal im Patienten zu platzieren. Ein ziemlich interessanter Vortrag.

Es folgt Professor Stephan Bierling mit »Jobs and Sex and Rock 'n' Roll: Die Revolten in der arabischen Welt und die Reaktionen des Westens«. Sein Lehr- und Forschungsbereich ist die internationale Politik, sein Vortrag will Ursachen für die Revolten in der arabischen Welt aufzeigen. Bierling sagt: »Arabien sieht aus wie dieser Vorlesungssaal: viele junge Männer und ein paar alte, die nicht von der Macht lassen können!« Dahinter steckt für Bier- ▹▹

ling aber mehr, wie er bald erklärt. Der demographische Wandel in Arabien bedeute einerseits ein massives Bevölkerungswachstum, was in Verbindung mit der im Vergleich zum Westen rückständigen Wirtschaft zu einem Mangel an Jobs führe. Andererseits sei die im Vergleich zu den traditionsbewussten Alten tendenziell freiheitlich eingestellte Jugend mittlerweile zahlenmäßig sehr stark. Weil in der arabischen Kultur ein Zusammenkommen der Geschlechter nur in der Ehe erlaubt, eine Verheiratung aber an Arbeit gebunden sei, blieben viele junge arabische Männer unbefriedigt zurück. Kein Job, kein Sex und keine Freiheit – das sind für Bierling die wesentlichen Gründe der Aufstände in der arabischen Welt. Gegen Ende seines Vortrags wird Bierling noch vom Gong unterbrochen. Zwar überzieht er, allerdings überzeugt er auch.

Begierde, Verführung, Depression und Mord

Bühne frei für Professor Joachim Ruther, der chemische Ökologie lehrt und mit dem Titel seines Vortrags »Das Parfum – ein Liebesdrama in 7 Akten« große Erwartungen auf ein bisschen mehr Show weckt. Und dementsprechend beginnt Ruther. Charmant versucht er zunächst dem Anspruch eines Jean Baptiste Grenouille (Das Parfum) gerecht zu werden und sein Publikum mit einem Duft gefügig zu machen. Sein Powerpoint-Theater soll dann das Fortpflanzungsverhalten einer parasitären Wespenart der Gattung Nasonia darstellen. Die Dramatis Personae des Biologen sind der Hauptdarsteller Edgar, ein junger Liebhaber und Vertreter der oben genannten Wespengattung, seine Mutter Lady Nasonia, seine Schwester und Geliebte Adele und eine parasitierte Schmeißfliege namens Caesar. Es würde hier zu weit führen, alle sieben sehr originellen und witzigen Akte einzeln zu beschreiben. Lediglich so viel: Es geht um Begierde, Verführung, Depression, und Mord! Ruthers bebildertes Schauspiel lebt von den schrägen, aber irgendwie passenden Vergleichen zur menschlichen Welt, wird aber vor allem von seiner eigenen erstklassigen, kabarettartigen Performance getragen. So stellt man sich einen Science Slam vor – rasender Beifall!

Mit »Faszinierende Formen aus Sand und Kalk« wartet Professor Werner Kunz aus der physikalischen und theoretischen Chemie auf. Kunz beginnt mit einer Gegenüberstellung von typisch anorganischen kristallinen Formen und organisch erzeugten runden und geschwungenen Formen aus Sand und Kalk. Lange Zeit, so Kunz, dachte man, dass geschwungene Formen ausschließlich der lebendigen Natur vorbehalten seien. Deshalb hätte man derartige Formen auf meteoritischem Material zunächst als einen indirekten Beweis außerirdischen Lebens angesehen. Nach einiger Zeit hätte sich allerdings gezeigt, dass derartig biomorphe Gebilde sehr leicht mit einfachster Küchenchemie nachgebildet werden könnten. Dabei bildeten sich spontan verschiedenste Formen, unter anderem zopf-, pilz-, oder mit viel Phantasie sogar toilettenartige Konstrukte. Aber wie kommt's, so fragt man sich, dass sich solche Formen überhaupt bilden? Werner Kunz lakonisch und fast nebenbei: »Niemand weiß es.« (Nach all den vorbereitenden Bemerkungen fast eine der komischsten Stellen des Abends …) Kunz hält einen im Ganzen anregenden Vortrag.

Den Abschluss macht die Professorin Inga Neumann vom Lehrstuhl für Neurobiologie und Tierphysiologie. Sie spricht über »Neurobiologie der Gefühle: Angst, Aggression und Mutterliebe im Tiermodell«. Zum Einstieg gibt es einen kurzen Selbstversuch, zu dem Neumann über Lautsprecher Wolfsgeheul einspielen lässt. Wer dabei leicht Gänsehaut bekommt, konnte am eigenen Leib erfahren, worum es im Vortrag gehen sollte: um unsere Emotionen und Gefühle, die uns immer in irgendeiner bestimmten Art und Weise bewusst oder unbewusst leiten, um Tiermodelle in der Forschung, mit deren Hilfe wir laut Neumann sehr viel über unseren Körper und unser Verhalten lernen können, indem wir evolutionär konservierte, basale Mechanismen erkennen und respektieren. Das limbische System beispielsweise, das man sowohl beim Menschen als auch bei der Maus tief im Gehirn findet, trage bei beiden Spezies zur Entstehung von Emotionen bei. Der Mensch könne diese allerdings durch eine stark entwickelte Großhirnrinde – zumindest im Normalfall – relativ gut kontrollieren. Im Falle großer psychischer Belastung hält sie Expertenrat für alle verzweifelten Studis bereit: Sie sollten sich soziale Unterstützung bei engen Vertrauten suchen, Sport treiben und sexuell aktiv sein. In diesem Sinne schließt sie ihren Vortrag konsequent mit einem Appell: »Nutzen Sie den Abend gut!« Fazit: Alles in allem ein interessanter und informativen Vortrag.

Nach einer kurzen Pause kommt es zur Abstimmung über den Sieger des Science Slams. Tatsächlich erlebte das Auditorium durchweg interessante, gut verständliche Beiträge. Man würde sich mehr Veranstaltungen mit solchen kurzen, populärwissenschaftlichen Vorträgen wünschen. Ein großes Lob an die Veranstalter und Teilnehmer! Wie zu erwarten war, sicherte sich diesmal Joachim Ruther den Titel. Andere Beiträge mögen stellenweise informativer oder wissenschaftlicher gewesen sein, Slamchampion Ruther hatte das Konzept des unterhaltsam-lockeren Slams am besten, strenggenommen sogar als Einziger wirklich umgesetzt. Er hat verdient gewonnen.

Buchtipp

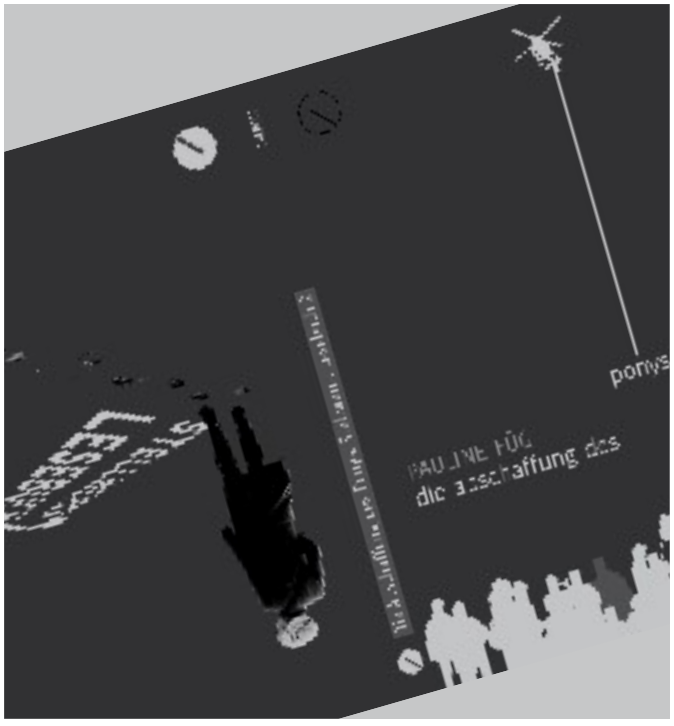
Augenblicke in Prosa

TEXT Anne Kratzer

Pony muss zum Schlachter, er wird abgeschnitten und die Augen sind wieder frei. Weil sie so frei sind, erkunden sie mit kurzen Blicken die Realität. Und wie ihre Augen, ihr Gehirn und ihr Körper die Welt erleben, beschreibt Pauline Füg in ihrem Prosaband »Die Abschaffung des Ponys«.

Die 28-jährige Autorin, die in Eichstätt lebt, hat 2010 den Förderpreis der Literaturstiftung Bayern gewonnen; als Teil des Trios Großraumdichten ist Füg Preisträgerin der Bremer Netzresidenz. Ihre fragmentarischen Momentbeschreibungen künden vom Wir, vom Dir und vom Ich.

Pauline Füg verrät nur vage, wovon sie spricht, sie erzählt vom »Schnitt im Gefühl«, von Leuchtsternen, die sie von der Bettdecke kratzt und Jackentaschen mit »ein paar getrockneten Fragen von gestern noch«. Das Textmosaik – so nennt der Verlag die Gedichtesammlung – ist formal aufwändig gestaltet. So stehen Wörter allein in einer Zeile, Sätze sind über Zeilen hin nach links und



rechts verschoben und getrennt oder ein Gedicht bezieht sich auf das vorherige.

Es fällt schwer, herauszufinden, was genau Pauline Füg sagen will. Die Fragen und Stimmungen, die die Gedichte aufwerfen, kann man eher erfühlen. Es sind eben kleine Wirklichkeitsmomente, die die Poetin beschreibt, und es sind seine Träumereien und Vermutungen, denen sich der Leser dabei hingeben darf.

***Die Abschaffung des Ponys/Stellwerck Lesebuch 2** — Doppelpublikation: Stellwerck Verlag (Hrsg.) und Pauline Füg. 150 Seiten. 12,90 Euro.*

Kulturtipp

Große Oper, kleines Format

TEXT Angelika Endres

Direkt neben dem Pasinger Bahnhof in München erstreckt sich ein ehemaliges Fabrikgebäude. Auf den ersten Blick kaum vorstellbar, befindet sich hier, im Kulturzentrum Pasinger Fabrik, »Münchens kleinstes Opernhaus«. Hier soll Oper neu erfahrbar gemacht werden: die »Oper zum Anfassen«. Die Idee dabei: Man sitzt mit Freunden nicht in engen Stuhlreihen, sondern an Tischen, wie im Restaurant oder im Café. Der Zuschauer ist Teil der Bühne, ja der Inszenierung selbst.

Seit dem 25. Juni wird hier der »Don Giovanni« aufgeführt, eine Mozart-Oper mit komischen und seriösen Elementen. Regie führt ein junges Nachwuchstalent: Die Münchner Studentin Julia Dippel schrieb die deutsche Textfassung nach der Dichtung von Lorenzo Da Ponte selbst und gibt mit »Don Giovanni« ihr Operndebut.

Für den Titelhelden Don Giovanni gibt es nur eine Sache, die er mehr liebt als die Frauen: sich selbst. Da er seine Liebe für so unübertrefflich hält, dass er es nicht verantworten kann, sie nur einer Frau zu schenken, widmet er sein Leben dem Lügen- und Versteckspiel mit seinen Affären und deren eifersüchtigen Gefährten. Sein letztes Abenteuer führt ihn in die Arme dreier Damen, die dem größten Verführer aller Zeiten schließlich zum Verhängnis werden …

Seit Jahrhunderten fasziniert der Mythos des legendären Frauenhelden. Regisseurin Dippel erzählt mit ihrer Inszenierung aber auch die Geschichte des Menschen hinter dem Archetypus Don Juan – ist es doch gerade die Menschlichkeit, die den Mythos der wohl bekanntesten Figur der Verführungsgeschichte erschaffen hat.

***Don Giovanni** — Noch bis 21. August regelmäßige Vorstellungen in der Pasinger Fabrik. Eintritt für Studenten: ab 21 Euro. Weitere Informationen unter www.pasinger-fabrik.com*

Die Welt zu Gast in Regensburg

TEXT & FOTOS Andrea Morgenstern

Geht man in der Uni die Gänge auf und ab, wehen einem nicht selten Gesprächsfetzen um die Ohren, mit denen man so rein gar nichts anfangen kann. Das kann natürlich daran liegen, dass man im Gebäude einer fremden Fakultät unterwegs ist und einfach nicht vom Fach ist. Oder aber daran, dass an der Uni nicht nur Deutsch gesprochen wird. Bei etwa 1.300 Studenten aus aller Welt kommt eine große Sprachenvielfalt an einer Universität zusammen. Und somit auch eine hohe Kulturenvielfalt in der zugehörigen Universitätsstadt.

Wo viele Kulturen aufeinander prallen, ist Multikulti angesagt. Ein buntes Durcheinander, Vermischen und Verschmelzen von Sprachen, Bräuchen und Werten, von dem am Ende alle profitieren können. Man öffnet sich für Neues, lernt dazu und wird sich auch der eigenen Kultur erst einmal richtig bewusst. Sowohl was man an ihr schätzt, als auch was für einen selbst eher weniger bedeutend ist, wird beim direkten Vergleich deutlich.

Das fängt schon bei den Ess- und Trinkgewohnheiten an. Spaziert man durch die Gassen der Altstadt, reihen sich italienische Pizzerias und Eisdielen an türkische Dönerbuden und asiatische Sushi-Restaurants an spanische Tapas-Bars. Neben mexikanischen Restaurants gibt es schicke französische Bistros und das Gasthaus »Zum goldenen M«. Zu guter Letzt trifft man auf irische Pubs neben einem guten alten bayerischen Hofbräuhaus.

Wenn das noch nicht zeigt, dass die Welt zu Gast in Regensburg ist, dann sollte man der Zahl der Touristen vertrauen, die aus dem Ausland kommen, um unser schönes Städtchen zu besichtigen: Bei knapp drei Millionen Besuchern aus aller Welt – Tendenz steigend – wird deutlich, wie beliebt die Donaumetropole mittlerweile geworden ist. Dabei hat die Ernennung der Altstadt zum Weltkulturerbe wohl ihr Übriges getan und fleißig Touristen angelockt; dazu kam die Wahl eines ehemaligen Regensburger Professors zum Oberhaupt der katholischen Kirche.

Doch ganz anders als die, die mal für ein paar Tage durch die Straßen der »nördlichsten Stadt Italiens«, wie Regensburg von Bewunderern auch genannt wird, schlendern, nehmen die unsere Stadt wahr, die mehrere Semester hier verbringen, das Gesamtpaket mit Alltag, Studium und Freizeit erleben. Dabei ist es nicht immer einfach, sich an eine völlig neue Kultur zu gewöhnen und sich anzupassen. Wie einigen Studenten, die den Akkulturationsprozess bereits gemeistert haben, Regensburg gefällt, warum sie genau hierher gekommen sind, und was die größten Unterschiede zu ihrer Heimatstadt sind, haben wir in kurzen Interviews herausgefunden.

Guillaume aus Frankreich



Lautschrift: Warum hast du dir gerade Regensburg zum Studieren ausgesucht?

Guillaume: Weil man hier den Master »Interkulturelle Europastudien« studieren kann.

Was gefällt dir an Regensburg?

Regensburg ist wirklich schön, hier herrscht immer eine gute Stimmung! Ich würde sagen, hier gibt es eine richtige multi-kulturelle »Erasmus-Gesellschaft«.

Gibt es Unterschiede im Vergleich zu deiner Heimatstadt?

Das Leben in Regensburg ist viel ruhiger und gemütlicher als in den meisten französischen Großstädten. … ach ja, und das Bier schmeckt besser als bei mir zu Hause!

Carolien aus den Niederlanden



Lautschrift: Warum bist du nach Regensburg gekommen?

Carolien: Ich habe von Clermont-Ferrand aus die Deutsch-Französischen Studien studiert und war das erste Mal von Oktober 2009 bis August 2010 in Regensburg. Danach habe ich meinen Master in Metz angefangen und musste ein kulturelles Praktikum absolvieren. Dabei habe ich sofort an das Theater in Regensburg gedacht, wo ich jetzt seit Mai bis Ende Juli Praktikantin bin.

Was gefällt dir besonders an Regensburg? Du bist ja sogar wieder hierher zurück gekommen.

Ich mag Regensburg, die Stadt ist so schön – und sie hat Charme! Die vielen Farben, das viele Grün, der Fluss … all das macht Regensburg zu einer Stadt, in der es sehr angenehm ist, zu leben. Es gibt so viele Möglichkeiten auszugehen, so viele Veranstaltungen, dass einem niemals langweilig wird.

Gibt es Unterschiede zu deiner Heimatstadt?

Seit ich elf Jahre alt bin, lebe ich in Frankreich, die meiste Zeit habe ich bisher in Clermont-Ferrand verbracht. Aber hier in Regensburg ist einfach viel mehr los, das gefällt mir. Und die Uni ist anders. Die Deutschen scheinen manchmal geradezu an der Uni zu leben. Auch dort ist viel geboten, es gibt einen Supermarkt, eine Pizzeria … in Frankreich ist das nicht so.

Wolfgang aus La Réunion



Lautschrift: Warum bist du von La Réunion ausgerechnet nach Regensburg gekommen?

Wolfgang: Nach einem Semester in Nordrhein-Westfalen wollte ich gerne noch länger in Deutschland bleiben. Deshalb habe ich hier nach einem deutsch-französischen Master-Studiengang gesucht und bin 2010 nach Regensburg gekommen.

Was gefällt dir hier besonders gut?

Die Landschaft hier ist sehr schön, die Stadt ist einfach typisch deutsch. Außerdem hat mir die Dult die letzten Wochen über besonders gut gefallen.

Gibt es Unterschiede zu deiner Heimatstadt?

Ja, die gibt es … besonders das Wetter ist so ganz anders als bei mir zu Hause. Auch die Natur, die Sprache – alles ist ganz, ganz anders. Hier gibt es kein Meer, keine Sonne und keine 30 Grad im Winter. Zwischen Oktober und März war es ziemlich schwer für mich, in Regensburg zu überleben. Aber jetzt ist es schon wieder viel besser!

Wagnis Auslandssemester

»Die Zeit dort war wunderschön und wird mir immer in sehr guter Erinnerung bleiben« – so beschreibt ein Student seine Erfahrung während seines Auslandssemesters. In dieser Aussage spiegeln sich die Vorteile eines Auslandsaufenthaltes wider: Das Knüpfen internationaler Kontakte, das Erlernen einer Sprache und das Kennenlernen einer fremden Kultur.

Kein Wunder also, dass immer mehr Studenten im Laufe ihres Studiums den Weg an eine ausländische Universität suchen. Im Jahr 2007 waren an ausländischen Universitäten 91.100 deutsche Studenten immatrikuliert, 2008 waren es bereits 102.800 Studenten. Damit ist die Zahl der Studenten, die ein Auslandssemester absolvieren, binnen eines Jahres um 12,8 Prozent gestiegen.

Doch obwohl die europäische Hochschullandschaft im Rahmen des Bolognaprozesses zunehmend vereinheitlicht wurde, bestehen immer noch Hindernisse für Studenten, die ein Auslandssemester planen.

Eines liegt in der langen Vorlaufzeit für einen Auslandsaufenthalt: Das akademische Auslandsamt unserer Uni empfiehlt achtzehn Monate, mindestens zwölf sind in jedem Fall nötig. Folglich müsste sich ein Bachelorstudent mit der Regelstudienzeit von sechs Semestern schon im zweiten oder dritten Semester bewerben. In dieser frühen Studienphase denken jedoch kaum Studenten über ein Auslandssemester nach.

Das zweite Hindernis stellt die Anerkennung der an der ausländischen Universität erbrachten Studienleistung dar. Die im Ausland absolvierten Kurse werden nur dann an der Universität Regensburg anerkannt, wenn sie, was Inhalt und Arbeitsaufwand betrifft, gleichwertig mit den von ihr angebotenen Kursen sind. Ob dies im konkreten Fall zutrifft, liegt in der Regel im Ermessensspielraum der zuständigen Dozenten.

Eine gute Alternative zu einem Auslandssemester ist ein Praktikum im Ausland. Der Vorteil eines Auslandspraktikums ist, dass man bereits konkrete Berufserfahrung sammeln und in seinem Lebenslauf »interkulturelle Kompetenz« aufweisen kann – also die Fähigkeit, sich schnell an fremde Kulturen anzupassen und sich in einem fremden Land ein soziales Netzwerk zu schaffen.

Sowohl bei einem Auslandssemester als auch bei einem Auslandspraktikum erweitert man seinen individuellen Erfahrungsschatz. Allein dieser Aspekt sollte für die meisten Studenten schon Anreiz genug sein, während des Studiums eine Zeitlang im Ausland zu leben.

Christoph Pflock

»Heimspiel« im Andreasstadl

Spiel, Satz und Sieg!

TEXT [redacted]
FOTO Lisa Steindl

Der Andreasstadl könnte auch »Andersstadl« heißen, denn dort findet im November das eben etwas andere, einzigartige Regensburger Filmfest »Heimspiel« statt. Das Festival bietet eine Plattform für deutsche Filme und Filmemacher und nicht zuletzt – für Studenten.

Spiel

Aber was ist das »Heimspiel« genau? In Deutschland gibt es viele angesehene Filmfestivals wie die Berlinale oder das Filmfest München. Das, was das Heimspiel von den anderen Festivals unterscheidet, ist, dass es ausschließlich deutschen Filmen ein Zuhause gibt. Dies bietet den großen Vorteil, dass die Verantwortlichen der Filme (Regisseure, Schauspieler, Caster) eingeladen werden, man sie kennenlernen und sich schließlich mit ihnen austauschen kann. Zusätzlich steht jedes Jahr eine Werkschau eines speziellen Filmemachers auf dem Programm.

Die Mitarbeiter des Festivals achten aber generell darauf, dass eine große Vielfalt an Filmgenres vertreten ist. Es ist ihnen beispielsweise wichtig, dass mindestens ein Dokumentarfilm mit am Start ist. Zudem gibt es vom Experimental- über den Genrefilm bis hin zum Abschlussfilm oder Amateurprojekt ein einzigartiges Programm, das man so insbesondere in den Regensburger Kinos noch nicht zu sehen bekommen hat. Filme, die durch ihre aneckende Experimentalität übersehen worden sind.

Dabei sind die Kriterien, nach denen die Filme ausgewählt werden, rein formalästhetischer Natur. Der Veranstalter des Festivals, Sascha Keilholz, betont, dass ein Film etwas Besonderes haben muss, damit er für das Heimspiel in die nähere Auswahl kommt. Der Schwerpunk liegt auf Filmen, die eine gewisse Nachhaltigkeit besitzen und unverwechselbar sind, sei es durch eine alternative Narration oder audiovisuelle Besonderheiten. Es gibt viele Filme, die einfach nur eine schöne Geschichte erzählen, aber die filmästhetische Qualität steht für die Beteiligten an oberster Stelle.

Die Beteiligten des Festivals sind aber nicht nur die Veranstalter Medard Kammermeier vom Andreasstadl und Sascha Keilholz vom Lehrstuhl für Medienwissenschaft, sondern auch du und ich – die Studenten. Das Filmfest bietet diesen die Möglichkeit, sich kreativ zu beteiligen: Sei es bei der Filmauswahl, dem Marketing, der Webseitengestaltung, dem Posterdesign oder bei der Betreuung der Gäste. Es ist für jeden Geschmack etwas dabei und Mitarbeiter sind immer gerne gesehen. Dabei muss es sich nicht zwangsläufig um Medienwissenschafts-Studenten handeln. Kontaktinformationen findet ihr auf der Homepage des Projekts (heimspiel-filmfest.de), wo ihr außerdem Auskunft über Programm und Spielzeiten erhaltet.

Satz

Zum jetzigen Zeitpunkt befindet sich das Projekt gerade in der Organisationsphase – man ist mit der Filmsuche und -auswahl beschäftigt. Dazu darf ein Ausflug zum Filmfest München nicht fehlen: Die Studenten lassen für eine Woche den Unistress hinter sich und lassen sich von der Vielfalt der deutschen Filmlandschaft berieseln. Als studentisches Mitglied des Heimspiel-Teams kommt man bei Veranstaltungen wie dem Filmfest München an ermäßigte Karten und hat zudem die seltene Gelegenheit, auch einmal »backstage« dabei zu sein und an den Pressevorführungen teilzunehmen. Eine Studentin hat mir den Ausflug als »Kurzurlaub« beschrieben. Sich für freie Leistungspunkte oder ein Praktikum für eine ganze Woche lang Filme anschauen zu dürfen, darüber würde sich wohl kaum jemand beschweren.

Aber die Filmsuche hört nicht beim Filmfest München oder der Berlinale auf. Gerne dürfen sich junge oder auch schon eingespielte Filmemacher bei den Veranstaltern melden. Denn neben der Unterstützung von deutschen Produktionen hat das Festival auch zum Ziel, den filmischen Nachwuchs zu fördern. Viele Filme können auf dem Heimspiel somit ihre Premiere feiern.

Dazu gibt es bei dem diesjährigen Programm noch eine anregende Neuerung – die der Zusammenarbeit mit dem Regensburger Kurzfilmfestival. Es werden diesen Herbst also nicht nur Langspielfilme, sondern auch Kurzfilme vertreten sein. Außerdem soll es noch eine größere Anzahl an Vorträgen und Gesprächen geben.

Wie ich schon von einigen Studenten erfahren habe, ist dieses Jahr im Vergleich zu den vorherigen Jahren generell ein sehr gutes und vielfältiges Jahr für das deutsche Kino. Man darf sich also auf ein interessantes Programm freuen.

Sieg!

Wie die vergangenen Jahre aber schon gezeigt haben, ist bereits ein großes Interesse an dem Regensburger Filmfest vorhanden. Die Ziele, die sich die Beteiligten gesteckt haben – allen voran der rege Austausch zwischen Zuschauern und Filmemachern –, sind auf jeden Fall erreicht worden. Nach der Filmvorführung traten die Regisseure der jeweiligen Filme vor das Publikum und haben Fragen beantwortet. Es gab sowohl positive als auch negative Wortmeldungen, was der Diskussion aber nie geschadet hat.

Aber auch untereinander sind die Zuschauer ins Gespräch gekommen. Ich erinnere mich an die Reaktion eines Freundes, nachdem er sich einen ziemlich ungewöhnlichen Spielfilm angeschaut hatte: »Ich fand den Film überraschend gut!«, woraufhin ich ebenfalls sehr überrascht war, da ich den besagten Film als einen der schlechtesten der Filmgeschichte empfunden hatte. Diese Situation bekräftigt die Intention der Veranstalter, dass sie einzigartige und unkonventionelle Filme unter die

Menschen bringen wollen, die nicht immer in bestimmte Schemata passen.

Man bekam außerdem die Zuschauerreaktionen schon während des Filmeschauens zu spüren. Ich denke dabei an die Vorführung des Films »Picco« zurück, bei dem ein Drittel der Studenten während der intensivsten Phase des Films den Saal verlassen hat. Man sieht, dass es einen Bedarf für Veranstaltungen wie das Heimspiel gibt. Denn Filme, die einen gewissen Widerstand erzeugen, brauchen eine Plattform, auf der ein Dialog zwischen Zuschauer und Filmemacher stattfinden kann.

Ich habe mit einer an dem Projekt beteiligten Studentin darüber gesprochen, was ihre Haltung zu der Tatsache ist, dass sich das Festival nur auf deutsche Filme beschränkt. Sie gab mir die Antwort, dass sich ihre Sicht auf den deutschen Film durch ihre Mitarbeit an dem Projekt völlig verändert habe. Vom Fernsehen geprägt, hat man bestimmte Vorurteile darüber, was einen deutschen Film ausmacht. Man darf eben nicht vergessen, dass es auch einheimische Filme gibt, die über die Fernsehlandschaft hinausgehen. Auch gerade deswegen, weil die besten Filme aufgrund ihrer Einzigartigkeit wahrscheinlich nie im Fernsehen laufen würden, da sie für den Mainstream-Zuschauer nicht geeignet wären.

Aber diese Filme müssen auch gar nicht im Fernsehen laufen – denn wir haben ja das Regensgburger Heimspiel.

Halbzeit

In der Zwischenzeit, bis das Festival am 10. November beginnt, kann man sich mit anderen Filmveranstaltungen über Wasser halten. Es lohnt sich immer, einen Blick auf das Programm des Andreasstadls zu werfen. Sei es eine französische Filmwoche oder eine Werkschau über den Regisseur James Gray – für einen Filmfreak wird es dort nie langweilig.

Zum jetzigen Zeitpunkt kann man sich dort eine Filmreihe über das amerikanische Independent-Kino zu Gemüte führen. Ein Auszug aus dem Film der Coen-Brüder »Barton Fink« trifft es ganz gut: »I want to rip my head off and run screaming down the street with my balls in a fruit pickers pail.« Denn so geht es uns ohne Filme.

»Eine Heimat für den deutschen Film«

Filmfestleiter Sascha Keilholz sprach mit der Lautschrift über das »Heimspiel«

INTERVIEW Carina Castrovillari

Herr Keilholz, wie ist das »Heimspiel« eigentlich entstanden?

Das hat etwas mit meinen Erfahrungen in Berlin zu tun, wo ich zehn Jahre lang gelebt und gearbeitet habe. Die deutschen Filme, die dort zu sehen sind, sind in Regensburg nicht präsent. Hier gibt es einen Markt für Multiplex-Filme, also Mainstream-Filme und Blockbuster, und einen Markt für französische Filme und Wohlfühl-Arthouse-Kino. Aber kleine deutsche Filme haben in Städten wie dieser eigentlich keinen Absatzmarkt. Obwohl ich früher immer sehr skeptisch war, was das deutsche Kino anbelangt, hat mich das junge deutsche Kino der letzten zehn Jahre sehr positiv überrascht. Wenn die Leute über den deutschen Film sprechen, beziehen sie sich eigentlich immer auf die Achtziger- und Neuzigerjahre und sagen dann, das sei alles Mist. Wenn man sie aber nach einem bestimmten tollen Film fragt, kennt ihn tatsächlich niemand. Dieses Vakuum wollten wir füllen. Als dann Medard Kammermeier auf mich zukam, weil er die Zusammenarbeit des Lehrstuhls für Medienwissenschaft mit den Kinos im Andreasstadel intensivieren wollte, beschlossen wir, ein Event zu machen, das während des Semesters wöchentlich läuft.

Wer steht hinter dem Projekt?

Das »Heimspiel« hat im Jahr 2009 zum ersten Mal stattgefunden, seit 2008 liefen die Vorbereitungen. Mitinitiiert hat es meine Frau, Silke Roesler-Keilholz, und vor allem Medard Kammermeier von den Kinos im Andreasstadel. Dann gibt es noch eine Reihe von Studenten, die das Projekt begleiten, zum Teil auch schon von Anfang an. Es gibt ein Kernteam und jedes Jahr stoßen weitere über die begleitenden Seminare der Uni hinzu.

Und woher kommt der Name »Heimspiel«?

Natürlich von meiner Sportaffinität … Aber eben auch daher, dass es Filme gibt, die zwar in Deutschland beheimatet sind, die hier aber auf eine komische Art und Weise keine Heimat haben. Zum Beispiel laufen die Filme der Berliner Schule sehr erfolgreich in Frankreich und auf ausländischen Festivals – aber hier nicht. Es geht darum, diesen Filmen wirklich eine Heimat zu geben, wo sie nicht nur gezeigt werden, sondern auch einen angemessenen Rahmen bekommen: im Kino mit einer Einführung und der Möglichkeit, darüber zu sprechen.

An welches Publikum ist das Festival gerichtet?

Das soll nicht aufgesetzt jugendlich klingen, aber es ist tatsächlich vorgesehen, ▹▹

dass ein junges und studentisches Publikum diese Filme sieht. Da es von Studenten gemacht ist, ist es auch direkt an sie adressiert. Unter anderem, weil junge Leute eher Filme im Kino schauen, die »hip« und nicht besonders kompliziert sind. Wir wollen den Versuch machen, wirklich junge Filme zu zeigen, die innovativ sind – und auch ein bisschen komplex.

Wie kommt es zur Zusammenarbeit mit den Regisseuren?

Meistens sind die Regisseure sehr froh, wenn sie ihren Film in so einem Rahmen zeigen können. Was das »Heimspiel« wirklich auszeichnet, ist, dass wir immer eine Werkschau haben. Wenn sie ihr eigenes Werk kontextualisieren können, fühlen sich Regisseure immer wohl. Mit den Werkschauen von Dominik Graf und Christian Petzold, die es vorher in dieser Form in Deutschland nicht gegeben hat, haben wir wirklich etwas gemacht, was auch die Reaktion anderer Regisseure hervorruft. Es ist wichtig für Filmemacher, zu merken, dass wir sie nicht wie Zirkuspferde ausstellen, sondern wirklich mit ihnen über ihre Filme reden wollen.

Können Sie uns schon einen Einblick in das diesjährige Programm gewähren?

Höchstwahrscheinlich haben wir zwei Filme mit Sandra Hüller: »Brownian Movement« und »Über uns das All«. Beide Filme liefen auf der Berlinale und haben uns dort am besten gefallen. Wir werden »Das rote Zimmer« von Rudolf Thome zeigen, der früher zwei ganz bekannte Filme mit Uschi Obermaier gemacht hat. Er kommt aus der Münchner Szene, ist der berühmteste deutsche Autorenfilmer und hat sich seit 40 Jahren in Deutschland einen Namen gemacht. Sein neuester Film dreht sich um zwei Frauen, die zusammenleben und einen Mann treffen, der Kussforscher ist. Das liegt irgendwie zwischen erotisch und sehr albern, ein ganz skurriler Film! Dann haben wir noch einen Film namens »Glückliche Fügung« von einer ganz tollen jungen Regisseurin, Isabelle Stever, in dem es um eine schwangere Frau geht. Der Film arbeitet sehr stark mit Andeutungen. Man hat das Gefühl, dass mit der Schwangerschaft irgendwas nicht stimmt, aber der Dialog wird nie ausgesprochen. Das macht den Film unglaublich spannend! Auch haben wir einen österreichischen Film mit Andreas Lust, dem im Moment wichtigsten kommenden österreichischen Schauspieler. Er heißt »Der Kameramörder« und ist eine sehr düstere und spannende Romanverfilmung. Und ganz wichtig: die Werkschau von Simone Bär, die keine Regisseurin, sondern Casterin ist!

So viele interessante Filme. Stellt sich die Frage, wo der unbedarfte Zuschauer denn anfangen soll …

Ich würde mir wünschen, dass jemand in dieser Woche mindestens drei Filme schaut und dann sagen kann: »Einer hat mich wirklich umgehauen!« Und wenn er sagt: »Mit einem kann ich gar nichts anfangen«, ist das auch okay. Das Schöne an so einer geballten Veranstaltung ist, dass man nebeneinander stellen und vergleichen kann. Wenn man dann am Ende vier oder fünf von 30 Filmen gesehen hat, hat man einen kleinen Eindruck davon bekommen, was in diesem Jahr in Deutschland der künstlerische Status quo ist. Wichtig ist uns, dass unser Festival niemanden unberührt lässt. Wir suchen Filme, die etwas bei den Leuten auslösen, eventuell auch negative Reaktionen, denn auch die muss es geben.

Orientieren Sie sich eigentlich an größeren Festivals?

Nein, das können wir gar nicht. Wir unterscheiden uns schlichtweg durch die Stadt und die Budgets von anderen Festivals – da gehen Welten auseinander. Wir bekommen viel positives Feedback, weil wir eine intime Atmosphäre bieten, in der sich Publikum, Filmemacher und Festivalleute mischen. Das können sich größere Festivals kaum leisten. Diesen Effekt finde ich sehr spannend: dass man beispielsweise plötzlich neben Dominik Graf sitzt und sagt: »Ach, Ihr Film hat mir aber gut gefallen!« Diese Chance gibt es in Berlin nicht, in München nicht und wahrscheinlich auch nicht in Hamburg.

Was sind Ihre Pläne für die Zukunft?

Wir wollen noch mehr Journalisten und Wissenschaftler für uns interessieren und noch mehr Gesprächsräume schaffen. Dadurch bekommen die Leute einen anderen Zugang, lassen sich faszinieren von der Person hinter den Filmen – und möchten weitere Filme sehen. Genau diesen Effekt möchten wir stärken.

Transsilvanien empfängt Chemie-Studenten

Auslandssemester bringen Studenten zahlreiche Vorteile, sowohl persönliche, als auch auf dem Arbeitsmarkt. Doch viele schrecken davor zurück, da sich wegen der Umstellung viele Fragen und Probleme auftun. Dank eines Programms der Universitäten Regensburg und Babeş-Bolyai wird es künftigen Chemie-Studenten nun zusehends erleichtert, im Ausland neue Erfahrungen zu machen.

Ab dem Wintersemester 2011/12 haben bis zu 15 Chemie-Studenten aus Regensburg die Möglichkeit, ihr Bachelor-Studium an der Babeş-Bolyai-Universität in Klausenburg (in der Region Siebenbürgen) zu beginnen. Die Leistungen der Studenten, die sie in den zwei Semestern erbringen, werden dem Regensburger Bachelor-Studiengang in vollem Umfang angerechnet, sodass den Studenten keine Nachteile entstehen.

Auch finanziell werden die Chemie-Studenten großzügig unterstützt: Für die beiden Auslandssemester fallen keine Studienbeiträge an. Zudem entrichtet die Regensburger Universität einen Reisekostenzuschuss für jeden Studenten des Programms in Höhe von 500 Euro.

Das Angebot bietet den Regensburger Studenten einen bemerkenswerten Vorteil, da Universitäts-Abgänger, die Erfahrung in eher »ungewöhnlichen« Ländern gesammelt haben, auf dem Arbeitsmarkt heiß begehrt sind. Außerdem bietet die Universität von Klausenburg sehr gute Dozenten, die ein »exzellentes Betreuungsverhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden« schaffen, so Professor Burkhard König, Internationalisierungsbeauftragter der Regensburger Fakultät für Chemie und Pharmazie.

Interessierte können bis zum 22. Juli ein Bewerbungsschreiben (kurzes Motivationsschreiben, Lebenslauf, Abiturzeugnis) an die Zuständige Dr. Stefanie Gärtner (Universität Regensburg, Fakultät für Chemie und Pharmazie, 93040 Regensburg) schicken. Die Bewerber bekommen unmittelbar nach Anmeldeschluss Bescheid über die Auswahl und das weitere Vorgehen.

Nina Herrmann

Die Verzauberung der Welt

TEXT Carina Castrovillari

Die Magier David Mitterer und Florian Ilgen begeistern mit ihrer Zaubershow im Regensburger Unitheater

Was verbinden wir heutzutage mit Magie und Zauberei? Als Erstes kommt den meisten wahrscheinlich die eigene Kindheit in den Sinn. Wer kennt sie nicht, die Geburtstagspartys von Kindergartenfreunden, bei denen die Einlage eines Zauberers nicht fehlen durfte?

Denken wir einmal an diese Zeit zurück. Eine Horde Kinder verfolgt gespannt die Zaubervorführung. Vor uns ein Tisch mit Karten, Bällen, Tüchern und natürlich einem Zauberstab und einem Zylinder. Fügen wir noch den zerzausten Möchtegern-Magier hinzu. Dieser versucht verzweifelt, Knoten von Zauberhand aus Seilen zu lösen, um dann dazu überzugehen, aus dem Ärmel seines Jacketts eine nicht enden wollende Tücherkette zu ziehen. Wenn dann noch ein Kaninchen lebend aus dem Zylinder gezogen wird, ist der Höhepunkt der Show erreicht.

Oder denken viele doch eher an Uri Geller, der kaputte Uhren zum Ticken brachte und Besteck sogar über die Fernsehbildschirme der Nation verbog? Oder an die Glitzerstadt Las Vegas mit ihren glamourösen Shows?

Große Magie erwartete auch das Publikum im Unitheater bei der Zaubershow »Unfassbar 2«. Und das, obwohl die beiden Stars der Show, David Mitterer und Dr. Florian Ilgen, eigentlich aus ganz anderen Metiers als jenem der Zauberei kommen: Bei David ist es das Studium von Englisch und Musik, Florians Wurzeln liegen in der Chemie, in der er auch promoviert hat.

David bezeichnet sich selbst als Mentalist. Er macht sich die Methoden der Psychologie, Magie, Suggestion, Hypnose und des Lesens von Körpersprache zunutze. Er spricht bei seiner Arbeit nicht von Übersinnlichem, sondern manipuliert die Gedanken seines Publikums. Von Uri Geller hat David nicht die beste Meinung. Was die Löffel betrifft, behauptet er sogar frech, besser als dieser zu sein. Dass Geller seine Tricks als Zauberei »verkauft«, sieht David problematisch. Bei ihm dreht sich alles um Illusion und nicht um eine vermeintliche Übersinnlichkeit.

Wer geglaubt hatte, er sei nicht manipulierbar, kam ins Grübeln

Auch Zauberkünstler Florian Ilgen beeindruckt das Publikum durch den Einsatz alltäglicher Gegenstände in einer schier unglaublichen Show. Zur Zauberei kam er über ein Praktikum in Australien. Dort traf er auf einen Zauberer, der keinen einzigen seiner unzähligen Tricks erklären wollte. Doch Florian ließ sich nicht entmutigen. Durch seine Neugier und großen Ambitionen angetrieben, begann er, diese Kunst zu erlernen.

Ein bunt gemischtes Publikum – von Studenten bis zu Senioren – war an diesem Abend vertreten. Wer Angst vor Mitmachspielchen hatte, versuchte, sich in den hinteren Reihen zu verstecken. Doch damit hatten die beiden Künstler gerechnet und die Auswahl der Zuschauer dem Zufall überlassen: Sie warfen eine Frisbeescheibe in die Runde, die natürlich auch bis weit in die letzten Reihen flog.

Was nun folgte, verblüffte. Besonders beeindruckend war ein Kartentrick. Aus zwei Kartenstapeln à fünf Karten mit denselben fünf Symbolen wurde abwechselnd von David und einem Zuschauer immer eine Karte verdeckt auf den Tisch gelegt. Es entstanden somit zwei verschiedene, verdeckte Kartenreihen. Verschieden jedoch nur auf den ersten Blick, denn als es an der Zeit war, die beiden Kartenreihen aufzudecken, waren diese identisch. Jedes der fünf verschiedenen Symbole hatte in der Reihe des Zuschauers, wie auch in der Davids, den gleichen Platz! Zum Staunen brachte David sein Publikum damit, dass er seine Karte immer zuerst abgelegt hatte, somit schien Mogelei ausgeschlossen.

Wer geglaubt hatte, in seinen Entscheidungen frei und nicht manipulierbar zu sein, kam nun ins Grübeln. Wie kann so etwas funktionieren? David sagt dazu nur, dass er Menschen unbewusst beeinflussen kann. Und um das auf seinem Niveau zu können, ist ein jahrelanges Training notwendig.

Die Resonanz des Publikums war überaus positiv, in den Gesichtern waren neben beeindrucktem Staunen auch Ungläubigkeit, Freude und vor allem Bewunderung zu sehen. Die Mischung aus sympathischer Darbietung, Charme, Witz und Können macht die Show der beiden Künstler zu einem besonderen Erlebnis. Sie kann mit einem mehr als guten Gewissen empfohlen werden.

Schreibwerkstatt

23 aus 46

Michael Stefani

Die kleinen roten Äderchen in seinem rechten Auge sind wieder einmal geplatzt. Irgendwie ekelt es mich immer an, wenn das passiert. Sein müder Blick wirkt dann noch kaputter, die Flecken im Auge malen Krankheit und Erschöpfung, beschmutzen das Reine.

Die Iris daneben ist blau, kein mächtiges, funkelndes Enzian-Husky-Blau, sondern ein verwaschenes Wasserlachen-Blau. Es beißt das Rot, beide zusammen ruinieren seinen weißen Dreitagebart, seine Leinenhose und die Holzperlenkette um seinen Hals, das ganze Laissez-faire beim Teufel.

Wir sitzen beide draußen auf grauen Rattan-Stühlen, er bläst verbrauchten Rauch aus, ich huste ein wenig, die nächste Rauchschwade zieht an mir vorbei, ich huste ein wenig lauter.

Ich frage: »Wie war die Arbeit so in letzter Zeit?« Und dann füllt die Antwort die nächste halbe Stunde. Mhhh … ja … achso … hmm … ok. Kalter Wortbrei fließt an meinen Ohren vorbei.

Wie Gebetsmühlen: andrehen und auf die innere Leere konzentrieren. Wir landen so oder so bei den gleichen Mantras. Selbst wenn ich mit dem Fangverbot für Blauflossenthunfische beginne, nach drei Sätzen sind wir wieder bei seinen 60-Stunden-Wochen, Pharma-Verbrechern, Nadelstreifen-Lobbyisten in Berlin, den Ärzte-Nazis mit den Scheuklappen.

Am Ende sagt er heute noch: »Diese ganzen Bankenbosse und Finanzjongleure, die zaubern einfach Geld aus dem Nichts. Wenn man die an die Wand stellen würde …«.

Ich hole tief Luft, will eigentlich mit einem Mhh … und … Naja schweigen und dann verbringe ich doch die nächste halbe Stunde damit, über den Zusammenhang zwischen Herrn Kaisers Finanzoptimierung für kleine Fische und den blutverschmierten Finanzhaien in der Londoner City zu dozieren. Ja, vielleicht, na gut … und sonst so? Rauch zieht an mir vorbei.

Sein Niesen zerreißt die Stille. »Danke«. Er sagt das im Voraus, immer. »Gesundheit«. Ich stehe auf, gehe in das Zimmer und komme dabei gegen das Windspiel. Die Wohnung klirrt. Es sieht hier immer noch so aus als hätte man die Möbel auf einem Charlottenburger Flohmarkt zusammengekauft. Rechts das Bett, links sein Schreibtisch, schwarze Beine, Glasplatte, ein Berg von Papier. An der Wand hängen Bilder einer verlorenen Welt: Berge, Blumen, wolkenloser Himmel. »Wollen wir essen?«

Er hängt mit dem Gesicht dicht über der Suppe. Dann taucht er den Löffel und schlürft den Inhalt in sich hinein, langsam und laut. »Heiß, nicht?« »Ja«.

Ich halte meinen Löffel fest, hebe ihn hoch, puste, kaue, schlucke. ‚Wir sind hier nicht im Kongo. Was ist so schwer fünf Minuten zu warten oder auf den Löffel zu blasen? Wie produziert man beim Essen Geräusche, die ich beim Kacken auch nach zwei Pfund Chili nicht zustande bringe?‘

»Brot?« »Nein danke.« »Bist du morgen noch da?« Mein Blick richtet sich auf. Für einen Moment lege ich mir eine Ausrede zurecht, ich kann nicht, ich muss noch … »Ja, wahrscheinlich schon. Aber ich werde lange schlafen, bin heute Abend weg.« Wir sehen uns kurz an, dann wende ich den Blick ab. »Ich koche dann morgen für uns … wünscht du dir was?«

Wenn ich morgen gehe, dann geben wir uns die Hand, manchmal versuchen wir eine Umarmung. Jeder sieht den anderen zögernd, schüchtern an und er steckt mir noch Geld zu. »Hier, für die Fahrt.« »Danke«.

»Hier. « »Ich brauche kein Geld, danke.« »Aber die Fahrt …« »Bin auf einem Länderticket mitgefahren, das kostet nur 10 Euro.« »Solange es mit der Praxis gut geht, es macht mir nichts.« »Danke.«

Wertschätzungspapiere, Geld ist irgendwie Liebe. Wir geben uns noch einmal die Hand, dann drehe ich mich um und steige in den Zug. Die Tür geht zu. Ich bleibe noch ein wenig, sehe ihn dort stehen, das Glas zwischen uns. Mein Gesicht spiegelt sich in der Scheibe, schmale Lippen, kurze schwarze Haare, Brille, blassblaue Augen. 50 Prozent.

Bluttulpe

Sabine Oberpriller

Da stehe ich mir gegenüber und die Haare wehen in der Ostwindzone, während mich im Westen die aufgehende Sonne blendet. Ich versuche höflich zu sein, verfehle aber meine linke rechte Hand.

Da stehe ich mir gegenüber, meiner anderen Dimension, Narzissa, die dunkle, deren Leuchten in der Blindheit des Glases verschwimmt, im tiefen Teich erstickt. Deren Augen in meinen das Gleiche suchen, wie meine in ihren. Nein, du musst zuerst reden. Die Fehde ist alt. Seit Jahren starren wir uns schweigend an, ich auf der einen Seite, sie auf der anderen, zwischen uns das Spiegelglas, eine straffe Membran, die die Zwillinge trennt. Die Fehde ist alt. Hundertfach haben ihre Schwestern und Brüder hunderten Menschen entgegengestarrt, die stolz in das Spieglein an der Wand oder in der Hand blickten. – Und doch nur gesucht haben, wie ich. Wie ich suche und keine Ahnung habe von der Hinter-dem-Vorne-Welt der Wasserkreise, der Kreis-Quadrate, des Gegenübers, dessen Hände ich spüren möchte, aber nicht kann, nur das kalte Spiegelglas.

Wer bin ich, frage ich meinen Zerr-Zwilling, aber das Ich fällt mir stumm ins Wort. Wahrheits-Egoistin.

Dann starren wir uns feindselig an und streichen uns die Haare aus der Stirn. Das Spiegel-Ich ist Linkshänder. Ich will die schnöden Zeremonien überspringen und einfach eintreten, aber mein Zwilling, ganz gegen den Puls der Zeit, steigt mir in den Weg, verdeckt die Millionen Reiche der Zauberspiegelwelt.

Nicht genug, dass der Spiegel meine Welt von ihrer trennt, die ich nicht verstehe, weil ich dort schon Wände gesehen habe, weiß wie meine, einen Tisch, wie meinen, einen Schrank, wie meinen. Nein, auch Ich will mich nicht eher einlassen, als dass ich sie vorbei lasse. Sogar meine Möbel hast du kopiert, rufe ich und versuche über ihre Schulter zu sehen, erfinde dich doch endlich mal selbst – und anstatt mir ständig dasselbe vorzuwerfen, lass dir was Eigenes einfallen, für deinen Hass! Aber sie brüllt lautlos das gleiche zurück.

Unser Rendez-vous gerät zu einem zwei Meter Rennen. Von links nach rechts und wieder zurück. Als erste will ich am andern Ende ankommen, einen Blick auf die Welt der illusorische Formen werfen, will doch hindurch, hinein huschen. Pantomime-Spiel, synchron schleichen wir in hauchzarter Drohung wie Schattentigerinnen an uns vorbei.

Bleibe ich stehen, steht Ich mir im Weg, streckt sich, um die Sicht über ihre Schulter zu verdecken und die Mundwinkel nach unten verzogen, lächelt sie höhnisch. Pirsche ich mich, Piratin, vom Spiegelrand an den verborgenen Schatz heran, steht Ich da, steht mir im Weg.

Ich will einfach nur hinein und den Kopfstand verstehen, meine Arme vertauschen und mit der rechten Gehirnhälfte rechnen. Möchte in neuen Formen baden und mich neu falten lassen, wie Narziss, der, nicht länger Knospe, aufgeblüht ist. Aber Ich steht mir im Weg.

Wir verfolgen uns im Krebsgang und wir fauchen uns an. Wir verhöhnen uns in Anagrammen, schreien, ziehen uns an den Haaren, einmal rechts, einmal links, damit wir die andere so richtig erwischen, wir schupsen – und der Spiegel zwängt sich dazwischen. Wir stoßen nicht zusammen, wir prellen uns an der schimmernden Mauer und hetzen, hetzen zum Irrsinn, steh'n uns im Weg, verheddern uns und stolpern. Genug.

Ich sehe sie heftig atmen. Mein Herz schlägt im Kriegstrommelrhythmus bis zum Hals. Und während ich stehe und starre, gerät meine Welt in Schwingungen und die Luft beginnt gläsern zu summen. Ich blicke auf meinen Zerr-Zwilling, der sich mir hasserfüllt entgegenreckt. Ich blicke in seine Vulkanaugen. Ich will mich nicht: Ein Zwei-Schrei und wir stürzen uns aufeinander, in vollem Lauf, in vollem Sprung, in vollem Flug.

Ich pralle in kalten Splittertropfen auf mich. Über mir stürzen Dimensionen ein und zerreißen mich im umgekehrten Sog. Und durch ein klaffendes Loch im zerstörten Spiegel sehe ich auf meiner Erde, die alles an sich zieht und nichts hergibt, das Ich sich mit einem einzigen Luftschnappen in Fassbarkeit aufbäumen, einen kurzen Moment, bevor es sich sturzbachrauschend in Narziss-Teich-Tropfen ergießt. Da seh' ich mich und mir entgegen in meine verwaschende Geistergrimasse, dann stürze ich in meinem eigenen Regenfluss bergauf und werde fortgetrieben im süßlich, bitteren Duft. – Bluttulpenduft.

Ein unvergesslicher Tag.

Veronika Stöckl

Das Gesicht, das ich am meisten hasse, grinst mich glücklich aus dem Spiegel an. Die pompöse Hochsteckfrisur hindert jede Strähne daran, wenigstens einen Teil davon zu verdecken, das Make-up unterstreicht ihre langweilige Süßlichkeit.

Sie dreht sich um und tritt aus dem Schlafzimmer. Ihre zwei Brautjungfern strahlen pflichtmäßig begeistert und das Kleid ist selbstverständlich ein Traum.

Sie weiß, dass ich da bin. Sie – ein kleines weißes Häschen, das gern bequem in seinem Käfig sitzt und den Klee frisst, der ihm hingehalten wird. Ich – der rote Pegasus, der sich nichts anderes wünscht als auszubrechen, durch die Wolken zu galoppieren und ihre Welt zu zerstören, um endlich frei zu sein.

Als sie nach der Schule von zu Hause ausgezogen ist, bin ich aufgewacht. Fern von den kleefütternden Eltern wurde das Häschen mehr und mehr zurückgedrängt und ich, der Pegasus, trat auf den Plan. Aber das Häschen war noch nicht ganz verschwunden und es hatte Angst, dass ich seinen guten Ruf zerstören könnte mit meinen Exzessen, dass sein gutbürgerlicher Käfig zu Bruch geht durch meine Flügelschläge. Also begann das Häschen, gegen mich zu kämpfen, um die Erwartungen der Umgebung zu erfüllen. Abends schläferte sie mich mit amerikanischen Fernsehserien ein, morgens trank sie Tee und aß Müsli; sie schloss einen Bausparvertrag ab und suchte sich einen Mann, der ihre Eltern beim Füttern ablösen konnte, damit sie ihren Käfig nicht verlassen musste. Sie disziplinierte ihr Bewusstsein und drückte mich damit nieder wie mit schweren Lederriemen, die mit jedem Tag meine Wut und meinen Hass steigerten.

In den letzten Monaten ist es mir gelungen, diese Lederriemen Stück für Stück zu lösen. Ich schaffte es immer wieder, auszubrechen. Das Häschen kam langsam in Erklärungsnot. Wie sollte es rechtfertigen, dass es eines Morgens volltrunken vor der Wohnungstür lag? Wie sollte es entschuldigen, dass es in meinem Freiheitsdrang seinem neuen Fütterer einen Teil des neuen Porzellans hinterher geschleudert hat? Weil das Häschen ganz genau wusste, warum es das tat, konnte es sich vor den anderen nicht erklären. Die allerdings fanden einen Grund für die Ausbrüche. Schließlich war sie eine Braut und musste die Hochzeit planen und das ist bestimmt alles furchtbar stressig, denn es sollte ja der schönste Tag in ihrem Leben werden und für alle unvergesslich.

Richtig.

Jetzt stehen wir vor den Brautjungfern, lassen uns zu unserem gesichts- und geistlosen Bräutigam führen, Häschen sagt »Ja«, die alten Fütterer weinen, der neue Fütterer strahlt, der Pfarrer sagt »Amen«, die Feier ist herrlich und das Essen schmeckt köstlich und alle lachen über die Sketche, die eh jeder kennt.

Endlich schaffe ich es, Häschen dazu zu bringen, ohne ihre brautjungfräulichen Schatten auf die Toilette zu gehen. Einige Minuten verharrt das Häschen an der Wand, versucht sich zu beruhigen, weiß nicht, was los ist, kann es sich aber trotzdem ganz genau erklären.

Die Lederriemen sind zerrissen. Der rote Pegasus ist frei.

Sie tritt vor den Spiegel und mein ganzer Hass schlägt ihr entgegen. Hass dafür, dass sie mich über Jahre gefesselt und heute ihr Ja-Wort gegeben hat, mich für immer niederzudrücken, in der Hoffnung, dass ich eher an den Lederriemen ersticke als sie an ihrem Leben. Hass vor allem auf den neuen Fütterer, der das Häschen in seinem Kampf gegen mich gestützt hat und die Riemen so festzurrte, dass sie mir ins Fleisch schnitten.

Endlich funkeln mir meine eigenen Augen entgegen, das Häschen habe ich zertrampelt und sein weißes Fell ist rot.

Ich spreize meine Flügel und galoppiere und das weiße Hemd des Fütterers ist rot, überall rot und ich laufe schneller, darf endlich fliegen, bin frei und weiß, dass ich diesen Tag niemals vergessen werde.

Ich-Vorstellung

Ingeborg Zitzler

An der Haltestelle warte ich unbewusst wie bewusstlos auf den Bus, habe vergessen, dass es zur Abwechslung heute einmal die Straßenbahn ist, mit der ich fahre. Die Bahn ist pünktlich und ich steige ein. Um mich wird es voller und die Dame gegenüber kratzt einen kleinen Soßenfleck von ihrem Satinoberteil, den sie natürlich sofort an sich entdeckt hat, beim kurzen Blick auf das Fenster, bevor sie durch das Glas sieht.

Ich steige aus und laufe zum Kino. Die Springbrunnen am Place Kléber applaudieren. Blaue Wände und rote Kinosessel. In meinem Kopf zeige ich mir normalerweise schwarz-weiß Filme, die ab keinem Alter freigegeben sein sollten. Es ist Kino-Dienstag und sie zeigen angeblich meine Biographie und ich hätte wohl einen Rabatt an der Kasse verlangen können. Der Kinosaal ist nicht sonderlich voll, läuft wohl schon eine Weile, wenn nicht schon 21 Jahre. Der Raum verdunkelt sich und der Film beginnt ohne Werbeblock:

Da sitze ich an einem See und beobachte Kraniche. Plötzlich tritt eine Gestalt hinter mich, man sieht nur den Schatten, der über mich fällt wie ein grauer Schleier. Ich erschaudere, wage nicht mich umzudrehen. Die Kraniche fliegend schreiend auf. Mein Leinwand-Ich schließt die Augen, eine Stimme schließt sich um mich wie eine eisige Hand um meinen Nacken. Man sieht die Figur immer noch nicht, nur mein zusammengekauertes Ich. Die Stimme ertönt wie aus dem Off: »Du hast dir die Sachen, die eckig waren, rund gelogen, obwohl du kantig und ehrlich sein wolltest, ein ungeschriebenes Gesetz bei Ebbe in den Sand gemalt. Die Wahrheit sagen ist länger als lügen, lügen geht schnell und kann verheimlicht werden, vorausgesetzt, dass sich nirgends Oberflächen befinden, die gnadenlos alles verraten und dein Geheimnis der Welt preisgeben.«

Mit dem Verstummen der Stimme fegt ein Windstoß über die Wasseroberfläche hinweg. Das Leinwand-Ich zieht den Cardigan, den ich wieder erkenne, weil er bei mir zu Hause tatsächlich im Schrank hängt, fester um seine Schultern. Wer hat das so schlecht verfilmt? Und die Besetzung! Sie müssen eine Menge Szenen rausgeschnitten haben, wenn das so weiterplätschert, bekommen sie in 90 Minuten nicht mal einen Monat meines Lebens unter. Und welches Geheimnis? Keine Ahnung wie man den Film noch retten kann, denke ich, während ich ein paar Popcornbrösel zwischen den Fingern zerreibe. Die Silhouette ist verschwunden, als ein Kind neben mich gerannt kommt, es ruft schon aus einiger Entfernung: »Mama, Mama, ich bin fertig mit Schaukeln, Graben und auf Bäume klettern. Guck, Mama, guck, das hab ich gebastelt.« Stolz zeigt es auf eine Kette aus Gänseblümchen um seinen Hals. Ich bin ein wenig überrascht, als mein Leinwand-Ich das Kind voll etwas ansieht, das man jahrhundertelang Mutterliebe genannt hat. »Schön«, sagt mein Leinwand-Ich. »Und ich hab was gefunden«, ruft das Kind wie ein Schatzinseleroberer, »Etwas Glitzeriges!« Die Figur erinnert mich an einen kleinen Spatz, der selbstvergessen ein Sandbad nimmt. »Ja?«, fragt mein Leinwand-Ich angetan von dem Ebenbildchen nach. Ich bin schon milde gestimmter und jetzt auch gnädiger, finde gar nicht mehr, dass ich mich so schlecht spiele.

Das Kind reicht mir den Schatz, einen glänzenden Gegenstand. Die Kamera zeigt das, was der Gegenstand zeigt, mein Auge groß, riesengroß.

Ich sehe die runde, schwarze Insel umgeben von Wasser an. Mein Blick treibt in der Iris, auf der Suche nach einer Planke zum Überleben. Die Kamera zoomt langsam von der Scherbe weg, die mir mein Innerstes offenbart zu haben scheint. Mein Leinwand-Ich sieht meine Miniaturausgabe an, die ein blau-weiß gestreiftes T-Shirt und Shorts trägt, genau solche wie ich sie auch als Kind immer zum Spielen getragen habe. Ich habe mich im Ich-Gewirr verloren und umarme mein Kind, nur um nicht mehr in den Spiegel schauen zu müssen.

.nuages

Johannes Hofmann

Ich habe keinen Mord begangen. Ich bin allein nur dagesessen und habe mich im Schleier des Wassers betrachtet. Das ist alles, was ich weiß. Nur die blauen Kaskaden über mir spiegelten sich in den Fluten. Zumindest denke ich das. Damit habe ich nichts sagen wollen. Allein es kann kompliziert werden. Sona meinte immer, ein Blick ins Meer offenbare dir deine Seele, offenbare dir deine Schatten, führe dich in unerwartete Weiten und Tiefen. Ich habe das nie verstanden, werde es nie verstehen. Für die Realität brauche ich niemanden, der mir den Spiegel vorhält; der mir sagt, was sein muss. Realität ist vor mir. Ich sitze hier am Ufer der Donau und sehe immer nur einen Torso der Erinnerung.

Zweimal war ich wohl mit Sona in der Bretagne, an der Küste, am Meer. Das erste Mal erzählte sie mir davon; das zweite Mal muss ich es – ich weiß nicht wie – vergessen haben. Es reflektierte. Ich muss sie auf dem Felsen geküsst haben. Trunken entreiße ich mich allmählich aus dem momentanen Zustand des Irrsinns, sehe nun deutlich bläuliches Schimmern in der Dunkelheit. Sie, Felsvorsprünge, liebliche Korallen und Anemonen, die sich im Meer verlieren. Und weiß im Kopf nichts damit anzufangen. Allein die Pause in ihren Atemzügen muss zu schön gewesen sei. Es ist sinnlos, dies zu zerstören. Und ja, ich war dort. Und nein, ich weiß es nicht. Wahrheiten sind Illusionen. Narben würden mir Wege zeigen und von Schmerzen berichten. Seht meine Arme; es kann nicht gewesen sein. Das gehört nicht hier hin. Aber mein Bild in ruhender See? Das soll hier nicht bleiben. Und die See schläft weiter. Es blendet mich.

Und doch, es muss so sein. Wir standen Wölfen gleich auf den Klippen. Bereit. Und doch waren wir nicht mehr als plumpe Silhouetten auf der Meeresoberfläche, die sich berührten. Wir suchten wieder das Meer, suchten wieder uns, weil wir nicht wussten, was wir nicht waren. Bilder durchfluteten meinen Kopf, suchend nach Überblendungen. In unserm Spiel, in unserer Sprache waren mir diese brüchig geworden. Und wieder spült die Donau vor mir mein Heer von Schatten und Masken fort.

So mussten wir wunderbare Tage verbracht haben, damals in Frankreich, an der Küste der Bretagne, als ihr die Gischt durch die fahlen Haare floss und im zarten Wind … aber ich war es nicht. Und das Bild trübt sich. Bis ich nicht mehr wusste, ob sie mich eigentlich betrogen hatte.

Wir mussten doch auf unserem Weg durch Reims gekommen sein – Paris, Le Mans … Vorbei an Haltestellen, die sinnvoll gewesen wären. Über Stoppschilder in der Gewissheit uns würde das Leben verschonen. Man dachte, ja. Man fühlte es ja auch. Man wusste, nein. Die Orte, von denen sie immer erzählte, die Reise, die wir machten. Sie erwähnte nie jemand anderen als mich und sie … und sie und mich.

Aber ich saß doch nur immerzu hier an meinen Schwellen zum Unbewussten, hielt die Füße ins Wasser, spielte mit den Gedanken und sah den Wolken zu, wie sie im sanften Quell der Fluten ihre Bahnen zogen. Und in manchen Momenten sehe ich mich wieder selbst in den Wellen gespiegelt. Schicksal im Zementblock. Denn ich hasse am Menschen allein das Menschliche. Vergessen. Anderssein. Sich verändern.

Sona hatte einfach nur gesagt, sie wolle sich freischwimmen – dort, in der Prosodie der Wellen. Allein in Träumen packte ich noch ihre Hand.

Und nun, nun bin ich wieder hier. Nicht an der Küste der Bretagne. Nicht am Atlantik. Nicht am Meer. Ich war noch nie am Meer gewesen. Sona dachte, ich sei. Hatte sie nicht immer davon geschwärmt, wie wir dem Monolog der Wellen lauschten? Nein, am Meer war ich wirklich nicht. Aber ich sah Gedanken sich im Wasser wiegen! Das kann ich nicht gewesen sein … Sona sagte auch, es wäre meine Schuld. Vielleicht war es das.

So werfe ich nur noch einen seichten Blick über die Wasseroberfläche. Der fahle Mond raunt Fäulnis und wirft Schatten auf das Wasser. Lichtkegel der Straßenlaternen sträuben sich gegen diese Dunkelheit. Ich sitze in einem von diesen und betrachtete, wie sich meine zarten Umrisse durch das Spiel des Mondes in der Gischt spiegeln. Wieder begegnen sich unsere Konturen im Wasser. Und ich denke an Sona. Und ich weiß, ich beobachte Sona, wie sie sich, zu meinen Füßen im Wasser allein in den Umrissen der Wolken am Himmel spiegelt, die rhizomartig ihre Bahnen ziehen. Ich wollte sie nicht loslassen und doch sank sie leise und bestimmt dem tiefen Leben entgegen.

Das schnelle Leben des Herrn M.

Ein Bericht aus der Zukunft

TEXT Christian Basl
FOTO Lisa Steindl

Unter Berufung auf die international jüngere Konkurrenz wurden das G8 und das Bologna-System eingeführt. Jüngere Absolventen sollen bessere Berufschancen haben. Aber bleibt angesichts dieser »Kultur der Schnelligkeit« nicht etwas auf der Strecke?

Als M. das Licht der Welt erblickte, passierten schreckliche Dinge. Das ganze Land erzitterte vor einer Nachricht, die wie ein Erdbeben durch die gesamte Medienlandschaft rollte: Deutsche Abiturienten und Uniabsolventen sind zu alt! Kurz darauf das Nachbeben, der »PISA-Schock«: Deutsche Schüler sind im internationalen Vergleich schwache Leser und Rechner!

Die Bildungspolitik schlug hohe Wellen; das ganze Bildungssystem müsse umgebaut werden, man hatte Angst, im globalen Wettkampf nicht mehr mithalten zu können. Jüngere Absolventen mussten her. Nun würden auch acht statt bisher neun Jahre genügen, um ein Abitur zu erhalten. Nun war ein erster Uni-Abschluss schon nach drei Jahren möglich. G8 und Bologna nannten sich die beiden Reformen.

»Bologna … Bolognese!«, dachte sich klein M., als er als Zweijähriger in der Kindertagesstätte auf einmal Hunger bekam. Bildung macht schließlich hungrig, auch in der Kita, weil da fängt Bildung ja an, sagt Mama immer. M. hat oft in der Spielecke danach gesucht, aber keine Bildung gefunden, er wusste ja auch gar nicht, wie die ausschaut. Also hat er lieber mit den Legosteinen gespielt. Von denen ließ sich M. jedoch nicht lange aufhalten, mit fünf legte er sie in die Ecke. Man konnte ja schließlich nicht sein ganzes Leben mit Spielen verbringen, M. hatte Wichtigeres zu tun: Ab in den Englischkurs, sagten seine Eltern, er müsse später ja in der Schule glänzen. Nach dem Kindergarten besuchte M. die Grundschule (M. war sowieso genervt vom sinnlosen Rumgekritzel und Memory Spielen), von der er dann mit guten Noten aufs Gymnasium übertrat.

Brigitta vom Lehm, Journalistin und Mutter dreier Kinder, beschreibt die Mentalität, mit der die beiden Reformen durchgesetzt wurden, so: jünger, schneller, besser. »Das Denken kommt aus der Wirtschaft. Es gründet auf der Idee, dass jüngere Arbeitskräfte billiger einzukaufen sind als ältere und außerdem mobiler, gesünder, flexibler, kreativer«, schreibt sie in ihrem Buch »Generation G8. Wie die Turbo-Schule Schüler und Familien ruiniert.«

Vor diesem Hintergrund würden Eltern angehalten, die Kinder schon möglichst früh außer Haus zu geben und ihnen so zur Selbständigkeit verhelfen. Was die PISA-Studie betrifft, kommt sie zu einem anderem Ergebnis: Das Bildungsniveau sei ▹▹

in Deutschland sogar wesentlich höher als zum Beispiel in den USA.

An seinen 13. Geburtstag kann sich M. noch ganz genau erinnern: Der Tag fing eigentlich gut an, ein paar Mathe-Aufgaben zum Frühstück, anschließend ein spannendes Vokabel-Duell gegen leo.org. Doch dann passierte es: Seine Eltern betraten sein Zimmer; zum Geburtstag viel Glück. Sie hatten auch ein Geschenk dabei. M. nervte es, das unnötig schön eingepackte Ding sorgfältig auszupacken. »Was um alles in der Welt ist denn das«, dachte er, als er ein komisches Holzbrett, an beiden Enden nach oben gebogen, raue Oberfläche, unten vier Rollen dran, erblickte.

M. schaute in all seinen Physik-, Mathe-, Bio-, und Geschichtsbüchern nach, aber er fand nicht heraus, was das Ding denn sein sollte. Verstört legte er es zu seinen verstaubten Legos und holte sich (verärgert über seine Eltern, was ihnen denn einfiele, ihm etwas so Nutzloses zu schenken) Faust, Teil II, das musste er bis morgen gelesen haben, sonst kam er wahrscheinlich nicht mehr mit und das könnte sich ja schlecht auf seine Noten auswirken.

»Ich hatte keine Ahnung, was ich dann machen soll«

Von ursprünglich sechs auf fünf Jahre hat man die gymnasiale Unter- und Mittelstufe nach dem PISA-Schock gekürzt. Das heißt: ein Jahr weniger, dieselbe Menge an Lerninhalt. Zwischen 32 und 36 Stunden müssen Schüler der fünften Klasse nun pro Woche in der Schule bleiben. Durch die Medien kursieren Stimmen von besorgten Eltern, die über von Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit geplagte Kindern berichten. Oft würden die Kinder bis um 20 Uhr an der Hausaufgabe hocken oder lernen.

»Wenn man sich wirklich nach einem Zehn-Stunden-Tag hinsetzen und etwas lernen soll, dann braucht man auch einfach mal eine Pause«, sagt die Abiturientin Pia Koller, die in diesem Jahr am Gymnasium Parsberg ihr G8-Abitur abgelegt hat. Doch im G8 bleibt für Freizeit wenig Spielraum. Nicht zufällig beklagen sich viele Vereine im Landkreis Regensburg über einen eklatanten Nachwuchsmangel, an dem auch das G8 Schuld habe. Der *Spiegel* hat dieses Problem der mangelnden Freizeit vor drei Jahren als »Diebstahl der Kindheit« bezeichnet.

Durch die Verkürzung der Unter- und Mittelstufe auf fünf Jahre treten die Schüler nun schon nach der zehnten Klasse in die Oberstufe ein. Die Folge: Schüler haben weniger Zeit, sich zu orientieren und »selbstständig zu werden«, wie es Pia bezeichnet. »Das Jahr hat irgendwie zum Austoben gefehlt. Ich habe mich gefühlt, als würde ich ins kalte Wasser geschmissen werden. Am Gymnasium gibt's ja eh so wenig Berufsberatung. Und dann geht's von der Zehnten gleich in die Oberstufe, dann kann man erst einmal schauen, dass man das Abi schafft. Ich hatte echt keine Ahnung, was ich dann machen soll.«

Dieses Problem hat inzwischen auch die psychologisch-psychotherapeutische Beratung der Uni Regensburg identifiziert: »Befürchtet werden muss, dass sich mit der Verkürzung der Gymnasialzeit die subjektiven Problemlagen an der Universität häufen werden. Denn die Zeit, um sich auf die Anforderungen im tertiären Bereich vorzubereiten und entsprechende persönliche Ressourcen zu entwickeln, wird knapper«, schreibt sie im Jahresbericht der Universität 2010.

Die Universitäten müssen ab dem Wintersemester auch mit einem weiteren Problem rechnen: Durch die fehlenden Stunden im G8 leidet womöglich auch die Qualität des Unterrichts. »Unsere vier Mathelehrer haben sich alle über die zu große Stoffmenge beschwert«, erzählt Pia. Der Unterricht sei ziemlich straff gewesen, Zeit zum Nachhaken habe es vor allem in der Oberstufe weniger gegeben. Mit den fehlenden Stunden könne man »höchstens den Ist-Stand halten«, zitierte die *Süddeutsche Zeitung* vor kurzem einen Mathematiklehrer aus Deggendorf. Der Stoff der zehnten Klasse sei für viele kaum zu bewältigen, dennoch sollte die Zahl der »Durchfaller« verringert werden. Die Folge sei eine »Senkung des Niveaus«, was sich vor allem auf die Unis auswirken würde.

Fünfzig Prozent würden den Anforderungen nicht gerecht werden, dennoch würden sie die Studienbescheinigung ausgehändigt bekommen, ohne die Studierbefähigung zu besitzen, spekulierte Lehrerverbandspräsident Josef Kraus in dem 2010 erschienen Buch von Brigitta vom Lehm. »Denn das G8 ist zum Erfolg verurteilt. Notfalls wird der Erfolg planwirtschaftlich hinmanipuliert.«

Und siehe da: Kurz vor der Notenbekanntgabe des ersten Abiturjahrgangs des G8 erleichterte der bayerische Kultusminister Ludwig Spaenle (CSU) die Hürden zum Bestehen: Zuvor waren in zwei der drei Grundlagenfächer Deutsch, Mathe und eine Fremdsprache mindestens fünf Punkte zum Bestehen notwendig. Durch die Neuregelung hatten auch die Schüler bestanden, die nur in einem der drei Fächer fünf Punkte hatten. Laut *Süddeutscher Zeitung* wären Hinweisen zufolge sonst zehn bis 15 Prozent durchgefallen.

Auszubaden hätten dieses Manko die Universitäten. Sie würden sich noch »umgucken«, was da auf sie zukomme, sagt Heinz-Josef Meininger, Vorsitzender des Philologenverbandes. Schon jetzt würden viele Studiengänge Vorsemester einschalten, um Absolventen überhaupt studierfähig zu machen.

Keine Zeit mehr für Umwege

Pia sieht noch einen anderen Grund für das mangelnde Unterrichtsniveau: »Durch das G8 wurden Schüler jetzt vermehrt gezwungen, sich mit Fächern zu beschäftigen, die sie eigentlich gar nicht interessierten. Das hat oft dazu geführt, dass auf Seiten der Lehrer und der Schüler so was wie Frustration da war.« Pia hat ihr Abitur trotz allem geschafft. Sie ist nun 17. Doch bevor sie mit ihrem Studium beginnt, will sie eine Auszeit nehmen. Sie möchte nun einfach mal etwas machen, das nichts mit Schule oder Studium zu tun hat. »Mir geht es darum, konkrete Lebenserfahrung zu sammeln« – eben die verlorene Zeit nachholen.

Für M. war das Studium manchmal richtig merkwürdig. Es gab Tage, da fühlte er ständig ein unangenehmes Kribbeln im Magen, der auch manchmal krampfte. Das nervte, es lenkte ihn vom Lernen ab. Das glich sich zum Glück mit seiner Schlaflosigkeit aus; so konnte er die Zeit zum Wiederholen nutzen. Einmal wurde ihm geraten, zu einer Frau zu gehen, die das kurieren sollte. Sie war keine Ärztin, sie redete nur mit ihm, ob er denn klar komme mit dem Studium und so weiter.

M. verstand nicht, was die Frau wollte. Er wollte die Sitzung nur schnell hinter sich bringen, bald begann die Anmeldefrist für den Kurs, den er unbedingt belegen musste, der aber meistens nach einer Minute voll war, weil ja alle in den Kurs

wollten, und der Dozent konnte ja auch nicht 100 Studenten aufnehmen. Sein Magen verkrampfte sich. Die Frau soll aufhören zu fragen! Er musste doch schnell weiter.

Die Universitäten haben bereits jetzt mit Platzmangel zu kämpfen. In Kassel finden Vorlesungen teilweise in der Kirche statt, in Berlin sind Container als Kursräume in Planung und in Paderborn müssen Studenten in Zelten lernen. Die Unis platzen aus allen Nähten, und das macht sich auch bei der so genannten »Betreuungsrelation« bemerkbar: Auf einen Dozenten kommen je nach Studienfach zwischen 70 und 107 Studenten. Beratung und Betreuung seien laut Wissenschaftsrat damit nicht ausreichend.

Für Studenten bedeutet diese Überfüllung vor allem aber auch eine höhere Belastung der Freizeit: Dozenten weichen mit ihren Kursterminen an manchen Unis schon auf Samstage aus, Vorlesungen gehen nun teilweise bis 22 Uhr. Um den Andrang zu bewältigen, werden nun auch in den Semesterferien Kompaktseminare und Blockkurse angeboten.

Mit dem doppelten Abiturjahrgang und der Aussetzung der Wehrpflicht wird sich dieses Problem noch einmal verstärken. Allein durch den fehlenden Wehr- bzw. Zivildienst werden zum Wintersemester rund 59.000 junge Menschen ein Studium beginnen. Die Bundesregierung will diesem Problem mit dem »Hochschulpakt« Herr werden. Die Universität Regensburg erhält im Rahmen des »Qualitätspakts Lehre« mehr als 12 Millionen Euro. Dafür sollen in den nächsten fünf Jahren mehr als 30 zusätzliche Stellen für die Umsetzung eines umfangreichen Maßnahmenkatalogs zur Verbesserung der Lehre eingerichtet werden.

Zu dem Platzproblem gesellte sich durch den Bologna-Prozess ein weiteres: Der Leistungsstress ist bei den Bachelorstudenten gestiegen. Laut *SZ-Online* habe jeder zweite Angst davor, das Studium nicht zu schaffen. Viele kämen mit dem straffen Prüfungsrhythmus durch das Bachelor-System nicht klar. Die Studienberatungen bekommen das zu spüren: Sie verzeichnen immer mehr »Kundschaft« mit gesteigerten Ängsten – bis hin zum Burnout-Syndrom.

Dieser Trend macht auch bei der psychologisch-psychotherapeutischen Beratung der Uni Regensburg nicht Halt: Durch den hohen Leistungsdruck im Bachelorstudium und Zukunftsängste habe sich »bei den zunehmenden Beratungsanlässen ein starkes, permanentes Stresserleben mit Gefühlen der Überforderung und Angst, was sich nicht nur auf anstehende Prüfungen, sondern oft auch auf den gesamten Lebensentwurf ausweitete«, ergeben. »Der Eindruck drängte sich auf, keine Zeit mehr für Fehler, für Umwege oder Irrtümer zu haben; das wiederum mündete häufig in einen übersteigerten Perfektionismus, der fast zwangsläufig von einem Gefühl der Überforderung und Hilflosigkeit begleitet wurde. Gerade das Fehlen von erlebten Spielräumen jedoch verhindert so eine tiefere Auseinandersetzung mit sich selbst, der eigenen Persönlichkeitsentwicklung, eigenen Stärken und Schwächen, Zielen, Werthaltungen.«

»Um Verantwortung übernehmen zu können, braucht man Lebenserfahrung«

Als M. 20 war und seinen Bachelor hatte, wurde er zu einem Probearbeitstag eingeladen. Der Tag war kein schöner für M.: Ihm wurden verschiedene Probleme vorgetragen, für die er eine kreative Lösung finden sollte. M. konnte mit »kreativ« nichts anfangen, er war erstaunt, schließlich hatte er einen 1,0er Abschluss, sogar in Regelstudienzeit. Er grübelte nach; ging gedanklich all seine Lehrbücher durch, fand jedoch kein passendes Kapitel zu dieser kreativen Herausforderung. Keine Lerneinheit wollte zu dem Problem passen.

Später sollte er eine Diskussion führen, das müsse er später als Führungspersönlichkeit auch machen. Damit hatte er nicht gerechnet. In keinem Kurs, in keiner Vorlesung, in keinem Buch hatte er je gelernt, wie er denn mit anderen Menschen umgehen sollte. Er verstand die Welt nicht mehr. Er hatte doch alles richtig gemacht, wie es vorgesehen war: frühe Fremdsprachenkenntnisse, Abitur mit 17, den Bachelor drei Jahre später.

Die beiden Reformen, G8 und Bologna, wurden unter Berufung auf bessere Karrierechancen deutscher Absolventen eingeführt: Die Absolventen müssen jünger sein, damit sie der internationalen Konkurrenz gewachsen sind. Dafür verzichten Schüler nun auf mehr Freizeit; Studenten nehmen eine höhere psychische Belastung in Kauf. Doch eine Frage drängt sich einem unweigerlich auf: Lohnt sich dieser »Deal«?

Leiter der Personalentwicklung bei E.ON Bayern in Regensburg Wolfgang Hoffmann sieht das zwiespältig. Einerseits erlaube ein früherer Abschluss eine Neuorientierung oder ein Master-Studium. Ein Vorteil sei auch, dass die Absolventen früher in die praktische Erfahrung einsteigen können. »Nach dem Studium sind die meisten für die berufliche Praxis noch nicht geeignet. Was dort verlangt wird, ist selten deckungsgleich mit dem Inhalt des Studiums«, sagt der Psychologe. Eine Einarbeitungsphase von ein bis drei Jahren sei ohnehin für fast jeden Absolventen nötig.

Andererseits mangele es im Bachelor-Studium an Zeit für Praktika. »Der Nachteil des Bachelor ist, dass sich Studenten mehr auf den Inhalt konzentrieren müssen. Das ist kein Vorteil. Der Student soll ja auch seine Persönlichkeit entwickeln.« Hier sieht Hoffmann eine Schwierigkeit: Das Alter könne für so manche zukünftige Führungskraft zu einem Problem werden. »Bei den Unternehmen könnte dann der Eindruck entstehen, dass die Absolventen ja noch ‚arg grün' sind. Die haben die Schule Rucki-Zucki gemacht, dann sechs Semester für das Studium obendrauf. Und dann sollen sie Verantwortung übernehmen. Dafür braucht man Sozialkompetenz und die ist abhängig von der Lebenserfahrung.« Eine Sorge für ihn sei auch, dass bei dem »Schnelldurchlauf« der Bildung auch andere Dinge auf der Strecke bleiben könnten.

M. musste auf einmal an seine Legosteine denken. Er hatte sie gegen Englischunterricht getauscht. Sein hölzernes Rollbrett hatte er für den frühen Abschluss drangegeben. Und seine Nerven lagen irgendwo zwischen dem überfüllten Hörsaal und der Abschlussprüfung. M. fing auf einmal an zu lachen. Er lachte laut und konnte nicht aufhören. Selbst als die beiden weißen Männer mit den weißen Schuhen ihn mitnahmen, lachte er. M. wurde ein bequemer weißer Kittel angezogen und in einen weißen Raum gesteckt.

Sie brachten ihm einen Sack: Darin befanden sich bunte Legosteine und das Rollbrett. Nur seine Nerven – die waren verschwunden. Doch M. störte das nicht: Bis er die wieder hatte, konnte er ja mit den Legosteinen und dem Rollbrett spielen. Und lachen.

cinEScultura:

Asturien und andere Su(n)den

TEXT [redacted]

Hay la cuarta edición del festival español de cine y cultura de Ratisbona. Este año el eje temático central del festival lo constituye la Comunidad Autónoma de Asturias. Además hay muchos conciertos, exposiciones, y conferencias de numerosos artistas de España y Latinoamérica.

Das kommt euch sicher Spanisch vor. Nach dieser zusammengefassten Einführung des Festivalleiters Pedro Àvarez Olañeta aber mal auf Deutsch. Über das Spanische Film- und Kulturfestival in Regensburg könnte man sicher ein ganzes Buch schreiben, so groß ist das Programm. Einen Monat lang – von Ende Mai bis Ende Juni – dauerte das bereits zum vierten Mal stattfindende Festival mit dem neuen Namen »cinEScultura« und begeisterte Gäste wie Veranstalter jeden Tag aufs Neue.

Der thematische Schwerpunkt lag in diesem Jahr auf der nordspanischen Region Asturien. Das Festival beinhaltete eine vielseitige Auswahl an Filmen aus diesem Gebiet mit besonderer Beachtung des Cineasten Gonzalo Suárez, dessen Film »Ditirambo« als erstes Werk des modernen spanischen Kinos gilt. Aber nicht nur er, sondern auch andere Regisseure sowie Schriftsteller, Musiker, Künstler und Kulturwissenschaftler holten die spanische und lateinamerikanische Kultur nach Regensburg.

Es wurden spanische Filmklassiker wie »Volver a empezar« von Regisseur José Luis Garci gezeigt, der erste spanische Film, der mit dem Oscar ausgezeichnet wurde. Außerdem wurde uns durch andere Filmemacher wie José Antonio Quirós und Tom Fernández die asturische Lebenswelt manchmal auf lustige, manchmal auf tragische Weise in Kurz- sowie Langfilmen näher gebracht.

Neben Asturien ist zudem auch das Fenster nach Lateinamerika – nach Argentinien – geöffnet worden. Für beide Regionen standen nicht nur zahlreiche Filmvorführungen auf dem Programm, sondern auch Ausstellungen aus dem Bereich anderer Künste, wie die Schwarzweißzeichnungen von Alfonso Zapico und die farbigen Illustrationen David Pintors. Außerdem darf die Werkschau von Corín Tellado nicht fehlen, der erfolgreichsten spanischen Schriftstellerin aller Zeiten. Von argentinischer Seite sei die digitale Ausstellung der Photographie Marc Darkins sowie die Vernissage »¡Mirá vos!« zu erwähnen, die eine Fotoausstellung und Lesung mit begleitender Klaviermusik argentinischer Künstler umfasste.

Das größte Highlight war für mich allerdings der Workshop mit Miguelanxo Prado, dem Autor und Comiczeichner, der auf Spanisch sowie Englisch eine Einführung in die Kunst des Comicschreibens gab. Jener eröffnete dieses Jahr auch zusammen mit Michael Kompa das große Comicfestival in München.

Es bleiben zahlreiche überwältigende Sinneseindrücke zurück, die dieses Festival hinterließ, die spanische Musik der zahlreichen Bands und DJs nicht zu vergessen. Wir sagen ¡Gracias! und ¡Nos vemos pronto! an die Veranstalter und alle anderen, die bei dem Festival mitgewirkt haben und freuen uns auf das nächste Jahr. Vielleicht wird ja dann einer anderen aufblühenden Filmlandschaft die Tür geöffnet – wie zum Beispiel Chile. ¡Olé!

Ein kleines Rätsel:



	1				3			



							7	8	

Kultur:



						6		

Eine Kultur die sich jeder holen kann. Manche werben damit, sie zu haben, beim Arzt will man sie aber loshaben.

		4						2						

Eine Kultur, die Gaudi macht und deshalb angeblich das Gegenteil von Hochkultur ist.

				5				

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8

Auflösung: letzte Seite des Heftes

Anna Kühner

Der serbische Autor und Journalist **Dragan Velikić** las und sprach in der Auftaktveranstaltung der donumenta über seine Heimat.

»Ich bin ein Regensburger«

TEXT & FOTOS Tanja Stephan

Guy de Maupassant hatte recht, als er sagte: »Es sind die Begegnungen mit Menschen, die das Leben interessant machen.« Was wäre das für ein tristes Leben, wenn man immer in seinem stillen Kämmerchen sitzen würde. Also: Hinaus in die große weite Welt und Leute treffen, die etwas zu erzählen haben! Oder in die Regensburger Stadtbücherei, in der obiges Zitat passenderweise die Wand ziert. Dort fand am 29. Mai die Auftaktveranstaltung der diesjährigen donumenta statt, bei der der serbische Romancier und Journalist Dragan Velikić zum Thema »Lesen und Schreiben in Belgrad« eine Lesung hielt und anschließend ein angeregtes Gespräch mit seinem Publikum über seine Hassliebe zu Belgrad, den Donau-Club und 24-Stunden-Friseure führte.

Die donumenta ist ein 2003 ins Leben gerufenes internationales Festival zu Kunst und Kultur der Donauländer, das einmal im Jahr die Regensburger Kulturszene bereichert. Jedes Jahr steht dabei ein anderes Donauland im Mittelpunkt. Unter anderem waren schon Bulgarien, Österreich und Kroatien vertreten, die verschiedene Beiträge in den Bereichen bildende Kunst, Musik, Literatur, Film, Tanz und Theater präsentierten. Dieses Jahr werden nun vom 15. September bis zum 4. November Serbiens Künstler zeigen, was ihr Land an Kunst und Kultur zu bieten hat.

Es gilt auch diesmal wieder deutlich zu machen, dass die Donau ein Fluss ist, der die Länder nicht trennt, sondern sie verbindet. Die donumenta ermöglicht einen einzigartigen interkulturellen Austausch, der der (kulturellen) Osterweiterung Europas eine beachtliche Stütze ist. Die Donau als Symbol der kulturellen Einheit Europas, oder, noch besser gesagt: als Symbol des kulturellen Aufbruchs nach all den politischen Querelen der vergangenen Jahrzehnte!

Die Auftaktveranstaltung im Frühsommer hat schon einen traditionellen Status erreicht, denn bis jetzt gestaltete sie immer ein der deutschen Sprache mächtiger Autor, der natürlich mit dem Innenleben seines Landes vertraut war und seinem Publikum ein großes Repertoire an Fakten und Anekdoten über seine Heimat bieten konnte. Diesmal gab es eine kleine Besonderheit: Dragan Velikić kennt auch den Blick von außen, denn er war von 2005 bis 2009 serbischer Botschafter in Österreich und konnte Serbien mit anderen Augen betrachten. Einmal über den serbischen Tellerrand schauen. Oder auch zweimal, dreimal.

Dass er aber unverkennbar von der schwierigen politischen Situation in seiner Heimat geprägt ist – Velikić wurde 1953 in Belgrad geboren – ist eine unabdingbare Konsequenz seines Lebens in Belgrad während der Jugoslawienkriege in den 1990er Jahren. In den Zeiten dieser Kriege, die zum Zerfall Jugoslawiens führten, war er Journalist bei einer regimekritischen Wochenzeitschrift und Chefredakteur des Belgrader Anti-Milošević-Radiosenders »B92«. Nach der Bombardierung Belgrads im Jahr 1999 lebte Velikić abwechselnd in Berlin, Wien und Budapest, bevor er 2005 serbischer Botschafter in Österreich wurde. Seit 2009 lebt er wieder als freischaffender Journalist in Belgrad und hat bis heute acht Romane veröffentlicht.

Ambivalentes Verhältnis zur Heimat Belgrad

Zur Lesung kam er gerade noch rechtzeitig, sein Flieger hatte Verspätung gehabt und auch der Bahnstreik hatte ihm zu schaffen gemacht. Dafür brachte er sein aktuelles Werk »Das russische Fenster« (2008) und zwei, drei Texte mit, doch vorausgeplant hat er nichts, denn am liebsten ist es ihm, »wenn alles spontan und durch Gespräche zustande kommt«. Den Stress mit dem Bahnstreik merkte man ihm nicht an, seine einzige Allüre war, dass die Energiesparlampe links von ihm stehen musste. ▹▹

Ohne große einführende Worte fing er an, aus »Das russische Fenster« zu lesen. Das Buch handelt von Rudi Stupar, der Ende der Neunzigerjahre in Belgrad vor sich hin lebt. Als sein Vater stirbt, seine Freundin fremdgeht und die Einberufung zum Wehrdienst immer näher rückt, flieht er für einige Zeit in die ungarische Hauptstadt Budapest. Doch dann wird Jugoslawien bombardiert und Rudi kann sein freiwillig gewähltes Exil nicht mehr verlassen. Schon nach einigen Sätzen fragt man sich, ob dem Buch nicht autobiografische Züge verliehen wurden, weil Velikić ausgerechnet einen Absatz ausgesucht hat, in dem es um verschiedene Stationen des Lebens geht. Und eine Passage bestätigt diese Vermutung in gewisser Weise: »Du würdest gern mein Leben stehlen. Biografen habe ich immer missachtet. Du kannst dir ein fremdes Leben nicht eintröpfeln, das ist unmoralisch. Die einzige Biografie ist die Autobiografie.«

Ob es um seine Kindheit in Pula, eine Stadt auf der kroatischen Halbinsel Istrien, geht, die Bombardierung Jugoslawiens oder das Leben in Belgrad, Velikićs eigener Schatten scheint immer über Rudis Geschichte zu schweben. Wie könnte man das, was man in einem Kriegsgebiet erlebt hat, auch besser verarbeiten, als die Erfahrungen niederzuschreiben? Auch wenn im Buch die Frage gestellt wird, warum man überhaupt Romane schreiben soll. »Nur, dass wir wissen, dass wir einmal existiert haben?«

Sowohl aus seinem Buch und den Aufsätzen, die Dragan Velikić vorgelesen hat, als auch aus dem anschließenden Gespräch geht hervor, dass er durch ein ambivalentes Verhältnis zu seiner Heimat geprägt ist. Er nennt Belgrad »die Stadt am Rande des Nichts« und schreibt in seinem Buch: »Es ist eine Stadt, die ich nie geliebt habe und die durch und durch falsch war und vielleicht genau deswegen die richtige ist.«

Das Ende Jugoslawiens wurde in Belgrad eingeläutet, der Stadt, die sich heute selbst »Stadt der Zukunft Südeuropas« nennt. Für Velikić eine Stadt der Gegensätze! Belgrad ist ein Ort, an dem Ost und West sich seit Jahrhunderten berühren. In den letzten Jahren wurde er immer mehr zu einem Touristenmagneten; vor allem die jungen Leute suchen ein bisschen Spaß in Belgrad, das immer noch vom Krieg gekennzeichnet ist. Jeden Tag sprießen neue Hotels und Pensionen aus dem Boden, Clubs und Restaurants werden eröffnet und mittlerweile gibt es sogar 24-Stunden-Friseure und -Metzger. Wer also um Mitternacht plötzlich Lust auf eine neue Frisur bekommt …

Großes Potenzial im »Donau-Club«

Die Anpassung an den Westen ist nicht zu übersehen. »Belgrad brennt, es lebt 24 Stunden am Tag und man muss sich, anders als in der Provinz, nicht ständig überlegen, wie man von anderen gesehen wird.« Und trotzdem: Die Kriegserlebnisse und die politischen Machtspiele werden Velikić wohl für immer in Erinnerung bleiben. »Aber so ist jede große Liebe. Sie pendelt zwischen Leidenschaft und Momenten der Ablehnung.«

Als die Sprache auf die politische Karriere von Velikić kam, wurden die Zuhörer erneut Zeugen einer Zwiespältigkeit in der Mitte seines Schriftstellerherzens. »Wenn jemand gut in seinem Job ist und man dann ein anderes Angebot bekommt, ist man verantwortlich.« Dieser Gedanke bewegte den Autor dazu, das erste Angebot, serbischer Botschafter in Wien zu werden, abzulehnen. Er wollte sich nicht mit den Politikern gemein machen, denn er hätte sich dann in der Rolle eines Hofnarrs gesehen. Ein Freund sagte ihm damals: »Ist deine Entscheidung, aber du bist ein Idiot! Du hättest die Möglichkeit gehabt, etwas zu verändern.«

Glücklicherweise hat sich der Außenminister noch nicht geschlagen gegeben und lud Velikić noch einmal zum Kaffee ein. Dieser nahm das Angebot an und bereut diese Entscheidung nicht, denn er hat neue Erfahrungen gemacht, die auch seiner Schreiberei zugutekamen. Er sah sich aber nicht als Karriere-Diplomat, weil er, so meint er, nicht nur das gesagt habe, was alle hören wollen, sondern auf die Wahrheit bestanden habe. »Eine grüne ist eine grüne Flasche und keine rote und damit Punkt.« Seine Bemühungen als Botschafter konzentrierten sich unter anderem auf die EU-Annäherung Serbiens und die Anerkennung des Kosovo als unabhängiger Staat.

Die Zeit in Österreich verhalf ihm zu der Erkenntnis, dass es in der Donauregion so viele verschiedene Sprachen und Kulturen wie in Kalifornien gibt. Die Unterschiede zwischen Belgrad und Wien sind groß, obwohl sie nur ca. 600 Kilometer auseinanderliegen. Weniger als München und Flensburg! Deshalb sieht er die Donau als Chance, die Donauländer zu vereinigen, nicht nur kulturell, sondern auch wirtschaftlich. Im »Donau-Club« sieht er ein großes Potenzial.

Dass Velikić gerne nach Regensburg kam, lag wohl auch daran, dass er bereits zehnmal hier war. Er geht sogar so weit zu sagen: »Ich bin ein Regensburger!« Nach zwei sehr kurzweiligen Stunden hat das Publikum nicht nur eine Menge über »das neue Serbien« und seine Hauptstadt erfahren, sondern auch über eine Person, die versucht, Verbindungen zu schaffen. Sei es als Botschafter oder als Autor: Dragan Velikić will Grenzen überwinden. Genau das ist das Ziel der donumenta, die mit Velikić einen würdigen Auftakt feiern konnte.

Die Zeit steht still. Hektik ist hier, in der Bildhauerwerkstatt der Uni, fehl am Platz. Denn es wird kreativ gearbeitet. »Manchmal kann das aber auch schon ein Kampf sein«, erklärt Professor Eiglsperger, die zwischen Ton- und Gipsskulpturen ihre Studenten beaufsichtigt. Sorgsam arbeitet eine Hand voller Künstler an ihren Werken. Da stören weder der Lärm, der durch die offene Tür hereinkommt, noch Zuschauer, die immer wieder neugierig stehen bleiben. Die Kittel und eine beträchtliche Schicht von Ton und Farbe, die jeden Studenten im Raum auszeichnen, sind Teflon für Stress.

Eine Kittelträgerin ist Anna Fritsch, sie arbeitet an einer lebensgroßen Skulptur. In dieses Werk hat sie fast ein halbes Jahr Arbeit investiert. »Gott sei Dank studiere ich noch nach der alten Prüfungsordnung, als Bachelorstudentin hätte ich nicht soviel Zeit dafür gehabt«, meint Anna.

Das weiß auch Birgit Eiglsperger, die die Umstellung vom Magister auf das Bachelor-Modell in Regensburg miterlebt hat. Deshalb hat sie auch für die Einführung des neuen Masterstudiengangs »Bildende Kunst und Ästhetische Erziehung« gekämpft. Bei der Betitelung lehnt sie sich an Schillers Abhandlung über die ästhetische Erziehung des Menschen an. Für sie ist die Einführung dieses Masters ein wichtiger Schritt für die Uni Regensburg, die sich für sie besonders durch kulturelle Aktivitäten auszeichnet. Eiglsperger nennt das Studententheater als Beispiel, weiß aber auch von zahlreichen Projekten ihrer Schützlinge zu berichten. Stolz zeigt sie einen Bildband, in dem Werke ihrer Studenten zusammengestellt sind.

Auf der Suche nach dem künstlerischen Profil

Die verschiedenen Gremien, die der Antrag auf den neuen Master durchlaufen musste, seien zwar sehr wohlwollend gewesen, jedoch gab es immer wieder formale Stolpersteine. Jetzt ist es geschafft: Ab dem Wintersemester werden bis zu zehn Studenten mit einem Bachelorabschluss in einem entsprechenden Fach dieses bayernweit einmalige Angebot nutzen können. Vorausgesetzt, sie können mit ihrer Bewerbungsmappe mit mindestens 25 eigenen Arbeiten punkten.

Darunter müssen Werke aus den Bereichen Grafik, Malerei und dreidimensionalem und medialem Gestalten sein. »Bitte keine Mangas abzeichnen, wichtig ist uns vor allem, dass eine gewisse Eigenständigkeit sichtbar ist«, so Eiglspergers Vorgabe. Die Mappen werden von ihr und zwei weiteren Mitgliedern des Lehrstuhls beurteilt. Wer nicht überzeugt, bekommt in der bildnerisch-praktischen Prüfung, in der in vier Stunden eine Arbeit gefertigt wird und der mündlichen Prüfung, in der eigene Werke analysiert werden, eine zweite Chance.

Der ideale Student wäre für Eiglsperger aber vor allem eines: »Dreckig! Voller Farbe oder Ton. Also jemand, der sich gerne plagt. Am besten mit blauen Fingern oder einem Skizzenblock, irgendein Markenzeichen«.

Die harte Arbeit zahlt sich aus, am Ende des Studiums hat der Künstler im Idealfall einiges gelernt. Ein individuelles künstlerisches Profil nennt Eiglsperger das. Seine neu erworbenen Fähigkeiten kann der Masterstudent dann im Bereich Kunstvermittlung, Kunstjournalismus oder in der Werbebranche nutzen.

Für das kommende Wintersemester ist die Bewerbungsfrist bereits am 30. Juni abgelaufen. Das Resultat ist ein eher unterbesetzter Master, aber so können die wenigen Studenten noch besser betreut werden. Wer also bereit ist, sich zu plagen, kann sich für die nächste Runde »Bildende Kunst und Ästhetische Erziehung« bewerben. Aber bitte ohne Mangas.

Kulturschock

TEXT & FOTO Michaela Schwinn

Gemächlich gleiten die langen schmalen Boote durch das Wasser. Vorbei an Palästen, Restaurants und Hotels. Doch statt venezianischen Wohnhäusern tauchen plötzlich meterhohe Berge von gestapeltem Holz am Uferrand auf. Auch riecht es nicht nach frischgebackener Pizza, sondern eher so, als wären hunderte davon im Ofen verbrannt. Außer vereinzelten Rauchschwaden lässt sich nicht erkennen, was in einiger Entfernung am Ufer passiert.

Als unser Bootsmann Sunil uns auffordert, alle Foto- und Videokameras auszuschalten, eröffnet sich uns eine unwirkliche Szene. Neben einem riesigen Ascheberg hat sich eine Gruppe von ungefähr zwanzig Menschen versammelt, die einen in Tücher gewickelten Körper auf eine Art Scheiterhaufen legen. Direkt vor unseren Augen wird der Leichnam in Brand gesteckt; schon wenige Minuten später wird der Platz für den nächsten Verstorbenen geräumt. Die Verbrennung von Leichen, die in Deutschland nur hinter verschlossenen Türen in Krematorien durchgeführt wird, ist in Indien ein öffentliches Ereignis. Da das Feuer die Erscheinungsform von Shiva ist, einem der wichtigsten Götter des Hinduismus, hilft es dabei, die Seele vom Körper zu lösen.

Langsam schiebt sich unser Boot durch das schmutzige braune Wasser des Ganges, vorbei an den zahlreichen Ghats der Stadt Varanasi in Nordindien. An den Ghats, den Treppen, die zum Fluss hinab führen, spielt sich der größte Teil des Alltags der in Varanasi lebenden Inder ab. Als heiligster Fluss der Hindus dient der Ganges nicht nur als gigantische Badewanne für die allmorgendliche Reinigung, sondern auch als überdimensionale Waschmaschine, denn die meisten Inder waschen ihre Wäsche noch per Hand.

Überwältigt von all den fremdenartigen Eindrücken, übersehe ich beinahe, dass links von mir etwas am Boot vorbeischwimmt. Ein flüchtiger Blick auf das »Treibgut« genügt, um in mir sofort ein Gefühl der Übelkeit hervorzurufen: Ein toter Hund bewegt sich auf dem Rücken liegend an uns vorbei. Dass mich dieser Anblick des toten, aufgeblähten Tieres schockiert, versteht unser indischer Bootsmann keineswegs. Er fordert uns in gebrochenem Englisch auf, auch nach menschlichen Leichen im Wasser Ausschau zu halten.

Unsere angewiderten Gesichter ignorierend, erzählt er uns stolz von dem religiösen Brauch, unverbrannte Tote, nur beschwert mit einem Stein, im Ganges zu versenken. Normalerweise betrifft dies Kinder, schwangere Frauen, Priester, Leprakranke und Menschen, die durch einen Kobrabiss ums Leben gekommen sind, da diese als »rein« gelten. »Manchmal löst sich der Stein vom Körper und die toten Menschen treiben an der Oberfläche«, beendet er seine Ausführungen. Spätestens jetzt kann es sich keiner der Bootsinsassen mehr verkneifen, den Blick über das verdreckte Wasser des Flusses schweifen zu lassen und nach ungewöhnlichen »Schwimmobjekten« abzusuchen.

Vielleicht, weil er uns provozieren will, vielleicht auch nur aus Gewohnheit taucht Sunil daraufhin seine Hand in das verdreckte Wasser – oder treffender: die Brühe –, führt sie zum Mund und trinkt die herausgeschöpfte Flüssigkeit. So wie er machen das jeden Tag tausende Menschen, die an die heilende Wirkung des Gangeswasser glauben.

Vorsichtig frage ich nach, ob das Wasser denn nicht verschmutzt und schlecht für die Gesundheit sei, doch Sunil schüttelt nur den Kopf und nimmt als Antwort noch einen großen Schluck. Nachgewiesen ist jedoch, dass der Fluss neben einer sehr hohen Konzentration an Kolibakterien und Cholera- und Typhusbazillen auch gesundheitsschädliche Schwermetalle wie Arsen und Quecksilber aufweist. Nichtsdestotrotz lassen sich auch einige Touristen den Spaß nicht nehmen, einmal im heiligen Fluss baden zu gehen, wie eine Gruppe japanischer Studenten beweist, die an unserem Anlegeplatz im Wasser plantscht.

Die unhygienischen Zustände spiegeln sich auch in den engen, verwinkelten Gassen der Altstadt Varanasis nieder. Berge von Müll und Schmutz werden nur noch von den überdimensionalen Kuhfladen getoppt, die die gesamte Stadt zieren. Bei einem »Stadtbummel« ist Vorsicht geboten, nicht nur, um nicht in den Kuhmist zu treten, sondern auch, um nicht mit den aufgebarten Leichen zu kollidieren, die im Zehn-Minuten-Takt durch die schmalen Straßen Richtung Fluss getragen werden.

Obwohl ich mich inzwischen schon an die öffentliche Zurschaustellung der Toten gewöhnt habe, läuft es mir immer noch kalt den Rücken hinunter, wenn ein Leichenzug durch ein lautes »Ram Ram Sata he« angekündigt wird und kurz darauf nur Zentimeter vom eigenen Körper entfernt vorbeizieht. Auch interessant ist, dass keine Frauen die Verstorbenen begleiten dürfen, da sich der Tote durch ihre Tränen und ihr Trauern nicht vom Körper lösen könne.

Bewaffnet mit Mückenspray und einen würzigen Chai-Tee als Wegproviant, geselle ich mich bei Sonnenuntergang zu der aufgewühlten Menge der Hindus und Touristen, die am Flussufer schon ungeduldig auf die tägliche Aarti-Zeremonie warten. Endlich ist es so weit: Die in weiß-goldene Gewänder gehüllten Priester, auch Brahmanen genannt, betreten ihre mit unzähligen Blütenblätter geschmückten Altäre. Zusammen mit dem Klang von Trommeln und Glocken beginnen sie mit ihren hinduistischen Gebeten.

Die rhythmischen Bewegungen im Nebel des Weihrauchs und der Duft von Räucherstäbchen hat etwas unglaublich Mystisches an sich. Plötzlich fragt man sich, ob an der Sache mit der heilenden Kraft des Ganges nicht vielleicht doch was dran sein könnte. Zu einem Bad im Mondschein lasse ich mich dann aber doch nicht hinreißen. Und doch ist für mich klar: Varanasi ist eine einzigartige und unvergleichbare Stadt und das richtige Reiseziel für jeden, der den grauen Alltag hinter sich lassen will. Jeden, der einem veritablen Kulturschock gewachsen ist.

TEXT Catriona Hansbauer

»Judith Butler labert hier Quatsch!«

Die phantastische Reise in mein Ich oder die Antwort auf die Frage »Was ist Feminismus und tut das weh?«

Wieso bereitet mir das Aussprechen des Wortes »Feminismus« solches Unbehagen? Wieso kratzt sich mir das Wort so langsam die Kehle entlang, stößt sich allerorts und liegt bereits kurz vor dem Herauskatapultieren durch die seltsam angespannten Lippen noch immer so pelzig und sperrig auf der Zunge? Und wieso hinterlässt es einen so schalen Beigeschmack, angereichert mit Bildern von BH-losen Frauen mit unrasierten Achseln, Batik-Tops und Maxiröcken? Oder, noch seltsamer: Frauen mit Bürstenkopf und Flecktarnbekleidung, die bei Tisch nach der Salzstreuerin fragen?

Um all diesen Bildern und Fragen nachzugehen, nehme ich meinen ganzen Mut zusammen und finde mich eines kühlen Montagabends zu dem Workshop »Geschlecht und Sprache« im bfg-Zentrum in der Hemauerstraße ein, der im Rahmen einer vom SDS organisierten Feminismusreihe stattfindet. Das Workshop-Programm verspricht einen Querschnitt durch verschiedene feministische Strömungen und soll zeigen, was hinter den unterschiedlichen feministischen Postulaten steckt. Zum Zeitpunkt meiner Ankunft weiß ich nur eines: dass ich keine Ahnung habe.

Am Veranstaltungsort angekommen, muss ich bestürzt feststellen, dass die Gruppe der Workshop-Teilnehmer doch relativ überschaubar ist und mein Plan, mich unauffällig im Hintergrund zu halten, wohl nicht aufgeht. Im Gegenteil: Ich werde freundlich empfangen und alle scheinen sich zu freuen, ein neues Gesicht in ihrer Mitte begrüßen zu dürfen. Mich beschleicht ein schlechtes Gewissen. Zu Beginn des Workshops gibt es erst einmal frischen, dampfenden Filterkaffee. Schwarz. Ich halte meine Nase in die Dampfkräusel und hoffe, dass alles gut wird.

Als die Gruppe auf gut ein Dutzend Teilnehmer angewachsen ist, bekommen wir drei Texte ausgeteilt und eine kurze Einführung dazu präsentiert. Trotz meiner Beteuerungen, lediglich ein unbeteiligter Zuschauer sein zu wollen, wird auch mir wohlwollend und in sichtlicher Überschätzung meiner persönlichen Affinität zum Thema der Veranstaltung ein Textbündel in die Hand gedrückt.

Ruhe senkt sich über den gemütlich eingerichteten Raum, in dem 14 Menschen im Kreis sitzen und konzentriert auf ihre Texte starren. Die Stille wird lediglich von dem leisen Schaben der Textmarker auf dem Papier unterbrochen. Als ich anfange zu lesen, wird mir sofort klar: Das – was immer es auch ist – ist sehr kompliziert.

»Die konkreten Benachteiligungen müssen aufhören«

Ein Blick auf Autornamen und Titel unterstreicht meine Bestürzung: »Das Foucaultsche Labyrinth« oder »Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter« steht da. Ich schlucke und ackere mich durch die Texte. Der erste geht noch und wirft bei mir einige Fragen auf. Die anderen beiden sind so kompliziert, dass ich nicht einmal mehr Fragen dazu habe. Zwischendurch mustere ich verstohlen die Teilnehmer. Ich hake ab: BHs und Nagellack sind vorhanden, ich sehe Chucks als scheinbar völker- und geisteshaltungen-verbindenden Konsumartikel, auch alle Haarlängen sind vorhanden. Niemand trägt ein gebatiktes Kleidungsstück.

Langsam beschleicht mich ein leises Schamgefühl. Diese Gruppe scheint vollkommen heterogen zu sein und ist bestimmt nicht über einen Kamm zu scheren. Ein Unbeteiligter könnte genau so gut meinen, bei einem Treffen junger Hobby-Comic-Zeichner dazwischengeplatzt zu sein.

Nach angemessener Lesezeit startet schließlich die Diskussion. Die erstaunt mich nun aber genauso wie die Texte. Völlig unterschiedliche Meinungen werden hier absolut ergebnisoffen und dennoch strukturiert diskutiert. Als einer der Teilnehmer plötzlich herausbricht: »Judith Butler labert hier doch Quatsch!«, ziehe ich in Erwartung eines Donnersturms an Entrüstung bereits leicht ängstlich den Kopf ein. Doch stattdessen folgt allgemeine Heiterkeit und Zustimmung. Es herrscht eine offene und durchwegs selbstkritische Diskussionskultur und die Bereitschaft, sich zu vorgerückter Stunde mit komplexen Sachverhalten auseinanderzusetzen.

Ich bin beeindruckt und beginne mich noch ein bisschen mehr zu schämen. Nach eineinhalb Stunden schließlich gebe ich mir einen Ruck und melde mich auch zu Wort. Leider reagiert in der Folge niemand auf mein Gesagtes. Ich schlussfolgere, dass ich entweder längst als artfremder Alien identifiziert wurde oder dass ich einfach etwas unglaubliches Dummes von mir gegeben habe. In jedem Fall sehen sie großzügig darüber hinweg.

Je weiter die Diskussion fortschreitet, desto mehr habe ich das Gefühl, das Problem nicht zu verstehen. Es geht ständig um »Intelligibilität«, »die soziale Konstruktion des biologischen Geschlechts« und »die Auflösung von Begriffen«. Es fliegen viele unterschiedlichen Meinungen durch den Raum und trotzdem – oder gerade deswegen – scheinen alle ziemlich locker. Schließlich sagt einer: »Scheiß auf die Begriffe – die konkreten sozialen Benachteiligungen müssen aufhören!«, und das verstehe sogar ich.

Im Laufe des Abends wird mir klar, dass die ausufernden Generalisierungen, mit denen die feministische Bewegung



Der Flyer des SDS zur Veranstaltungsreihe. Feminismus ist vor allem für linke Gruppen ein beliebtes Thema – was bei so manchem für Berührungsängste sorgt.

mitunter operiert, einer der Gründe sind, weshalb es manche Frauenrechtler schwer haben, ernstgenommen zu werden. Aus der Perspektive des Generalverdachts wird aus jeder Ungerechtigkeit, die einer Frau widerfährt, eine Ungerechtigkeit, die ihr widerfährt, weil sie eine Frau ist: Jede beleidigende Aussage über oder jeder verbale Angriff auf eine Frau hat ihre Ursache im Geschlecht der Frau. Hier setzen sich Frauenrechtler jedoch dem gleichen Vorwurf aus, den sie gegenüber den Frauenverächtern erheben: Sie sehen das Opfer nicht mehr als Mensch, sondern denken selbst in den Kategorien »Mann«/»Frau«. Dass auch Männer Opfer von Beleidigungen oder Ungerechtigkeiten durch Männer werden, passt hierbei nicht ins Konzept.

Nach dem Ende der offiziellen Diskussion gerate ich mit drei Teilnehmern in ein Gespräch. Ich offenbare, dass ich mich mit dem Thema Feminismus noch nicht wirklich beschäftigt habe und in puncto Benachteiligung von Frauen auch nicht gerade ein ausgeprägtes Problembewusstsein besitze. Meiner Meinung nach seien Rollenbilder nicht nur negativ zu beurteilen. Schließlich geben sie uns in unserer komplexen Welt einen Anhaltspunkt und niemand verbiete einem damit zu spielen oder sie ganz bewusst für bestimmte Zwecke einsetzen. Daraufhin erwidert einer, dass meine Einstellung bereits die positiven Errungenschaften der feministischen Bewegung widerspiegele. Die Möglichkeit, bestimmte Frauenbilder zu akzeptieren oder andere eben nicht zu akzeptieren und letztlich damit zu spielen, sei schon keine Selbstverständlichkeit.

»Niemand will ein Opfer sein«

Auf meine Frage hin, ob Feminismus denn nicht auch männerfeindlich sein könne, reißt mir keiner den Kopf ab. Stattdessen bekomme ich ein bedächtiges Kopfnicken mit einem gedehnten »durchaus« zur Antwort. Zum Schluss fordert mich dann zwar doch noch jemand etwas schnappartig auf, zumindest einzugestehen, dass die ökonomische Benachteiligung von Frauen nicht zu leugnen sei. Natürlich, ja, das gebe ich zu …

Kurz vor Aufbruch gibt mir noch einer mit auf den Weg: »Niemand will ein Opfer sein.« Vielleicht ist das auch ein Grund, weshalb geschlechtliche Benachteiligung von den Betroffenen ungern thematisiert oder gar geleugnet wird. Niemand will zu einer Gruppe von sozialen Verlierern gehören. Verlierer sind schwach und wer sich selbst als Opfer anerkennt, verliert somit gleich doppelt.

Auf dem Nachhauseweg pfeife ich leise die Melodie von »Like a Boy«, ein Song der US-Sängerin Ciara von 2007, vor mich hin. Was, wenn es tatsächlich möglich wäre, die Rollen zu vertauschen? Würden die Regeln einer patriarchalischen Gesellschaft immer noch Anwendung finden, wenn sich Männer in der Rolle der Frau wiederfänden?

Mir brummt der Kopf und in meinem Mund sammelt sich der etwas schale Geschmack von Selbsterkenntnis. Ich weiß nun, dass Menschen, die eine Feminismus-Reihe ausrichten, so wie du und ich sind. Vielleicht ein kleines bisschen hoffnungsvoller, weil sie Ungerechtigkeiten nicht mit einem lapidaren Schulterzucken und dem wahren aber dennoch nicht ausweglosen Spruch »Die Welt ist nun einmal nicht gerecht« abtun. Und ich weiß, dass Vorurteile und gedankliche Barrieren letzten Endes immer auf einen selbst zurückfallen.

Daheim angekommen, fragt mich mein Freund, ob ich nun eine Feministin sei und auf der Heimfahrt im Bus laut »Menstruation, Menstruation!« gerufen habe. Wir lachen über seine ulkige Vorstellung von Feministinnen und am Ende des Gesprächs stimmt er der Einführung einer Frauenquote in Deutschland überzeugt zu. Ich, eine Feministin?

Die Musikszene in Regensburg:

Irgendwas zwischen Neil Young, Tool und Nixon in China

TEXT [redacted]
COLLAGE

Vorteile eines Studiums in Regensburg: Unzählige Bars, die Nähe zur Donau, eine weitere Auswahl an Bars, keine weiten Wege – und noch mehr Bars. Dabei sollte aber ein wichtiger Aspekt nicht vergessen werden: die Musik.

Und ich spreche nicht von jener Musik, die in jedem beliebigen Club aus den Lautsprechern dröhnt, sondern von unserer einheimischen Musik – unseren Orchestermusikern und Bands.

Natürlich ist es nicht möglich, die gesamte Musikszene Regensburgs in einen Artikel zu pressen. Nichtsdestotrotz wollen wir versuchen, unseren neuen (und auch den alten) Kommilitonen einen kleinen Einblick in die Regensburger Musiklandschaft zu geben – mit einem besonderen Blick auf diejenigen Institutionen, die ein- oder zweimal über den Tellerrand hinausschauen. Beginnen wir mit unserer eingespielten Größe: ***Sullen…Silence***.

Die Band um Tobi, Buchi, Hansen und Willi gibt es in dieser Formation seit drei Jahren; in dieser Zeit hat sich schon eine große Fangemeinde um die Gruppe gebildet. Und das zu Recht. Beeinflusst durch Musiker wie Neil Young und Tom Waits, aber auch von Bands wie *Radiohead* und *Interpol*, sind sie zu ihrem schwer definierbaren Crossover-Sound gekommen. Man spürt in ihren Songs eindeutig die Nähe zu den musikalischen Vorbildern. Gleichzeitig haben sie es aber geschafft, ihren eigenen Stil auszubilden. Hört man ihre Songs, wird man in eine leichte Trance versetzt. Dieser Effekt erinnert an die melancholischen Elektrosongs der deutschen Independent-Kombo *The Notwist*; am besten wird er durch den Bandnamen selbst beschrieben: eine Sullen…Silence. Von Säm Wagner (Bayern 2) wurden sie zur besten Band Regensburgs gekürt. Von ihren Qualitäten könnt ihr euch auf dem Debütal-

bum »Constellation of Chaos« selbst überzeugen.

Aber andere Musiker sind ihnen schon dicht auf den Fersen. Eine weitere Band, die durch ihre Unverwechselbarkeit aufgefallen ist, sind die Jungs um Sänger Johannes Lang, ***Heartattack in a Layby***. Hinsichtlich ihres Gründungsjahres noch relativ jung, ist diese Gruppe musikalisch schon viel weiter, als es andere Musiker auch nur zu wünschen wagen. Ihr Sound ist noch einmal schwieriger in eine Schublade zu stecken als der von *Sullen…Silence*. Aber gerade das macht solche Bands ja interessant: Man kann sich an ihrem aneckendem Sound nicht so schnell satthören.

Die Grundlage für das Songwriting der Band bildet ein Lied von *Porcupine Tree*, dem auch der Name *Heartattack in a Layby* entlehnt ist. »Die Art, wie dort Emotionen auf musikalischer Ebene dargestellt werden, hat uns gerade bei diesem Song sehr fasziniert«, lässt die Band verlauten. Es besteht aber auch eine Verwandtschaft zu anderen Gruppen, etwa zu *Coheed and Cambria* und *Thrice*, vor allem aber zu den Chaosköpfen von *Tool*. Denn *Heartattack in a Layby* schreiben selten klassische Strophe-Refrain-Lieder – Struktur und Melodie ihrer Songs können manchmal einfach, manchmal vielfältig und vollgepackt sein: wie *The Mars Volta*, nur nicht anstrengend. Die Band sagt von sich selbst: »Es kommt nicht unbedingt darauf an, seine Skills zu zeigen, sondern vielmehr darauf, von emotionalen Erlebnissen zu berichten. Wir möchten unsere Zuhörer dazu bewegen, unserer Musik bewusst zuzuhören, sie nicht als nebensächliche Berieselung zu verstehen.« Ihre erste Platte wird noch dieses Jahr erscheinen.

Verlassen wir nun die Chaosschiene und werfen wir einen Blick auf die Indiepop-Jungs von ***fourtypercent***. Bereits 2004 haben sich die fünf Schulfreunde aus Bamberg (ja, sie sind zwar ursprünglich Bamberger, aber da sie in Regensburg studieren und auch auftreten, sehen wir sie einfach mal als unser Eigentum an) zu einem musikalischen Projekt zusammengeschlossen. Interessant ist, wie ihre Songs entstehen. In spontanen Momenten nimmt der Frontmann der Band per Sprachdemo auf seinem uralten Handy eine Melodie, manchmal auch Lyrics auf und schreibt die Lieder am darauffolgenden Tag – oder auch abends auf dem Weg in die Stadt – fertig. Ihre Songs sind Momentaufnahmen. Das merkt man auch an den Texten, die immer Bezug zu alltäglichen Dingen haben. Als musikalische Einflüsse gab es für sie zu Beginn ihrer Musiklaufbahn *Weezer*, aber inzwischen beziehen sie sich hauptsächlich auf *Belle and Sebastian* und die *Libertines*. Von dieser Formation könnt ihr euch bereits Songs zu Gemüte führen, nämlich jene auf dem Album »Born in the 80's«. Ja, das hört man.

Da hier schon mehrfach von Platten die Rede war: Ein Vorzug der Musiklandschaft Regensburg sind auf jeden Fall die ***Indie-CD-Läden***. Sei es bei *Eldorado Records* oder *Shadillac*, hier findet ihr alles, was das Herz des Musikfreundes begehrt. Ein umfangreiches Sortiment an CDs und Vinyls verschiedenster Genres hat hier sein Zuhause. Darüber hinaus stehen euch die – fast schon allwissenden – Mitarbeiter gerne für Musiktipps zur Verfügung. Mit ihnen kann man sowohl fachsimpeln als auch tiefgründige Gespräche führen. Denn wie jeder Musikfreak weiß, kann das unaufhörliche Reden über Musik manchmal sehr einsam machen. Deswegen ist es schön, dass es immer wieder kleine Inseln gibt, auf denen man andere Musikfans trifft, mit denen man Leiden und Leidenschaft teilen kann.

Nun macht das Hören der Lieblingsmusik auf CD-Player oder Schallplattenspieler (ja, ich bin alt) nicht selten neugierig auf die ***Live-Qualitäten*** der Musiker. Dafür gibt es in Regensburg die unterschiedlichsten Lokalitäten, die nicht nur in der Altstadt, sondern auch in ihrer Umgebung gut verteilt sind. Die Liste ist endlos. Die *Alte Mälzerei* bietet beispielsweise eine große Auswahl an kulturellen Veranstaltungen und eine Plattform für die regionale Szene. Das Haus stellt dazu zahlreiche Räume für die unterschiedlichsten Zwecke zur Verfügung (Club, Proberäume, Theatersaal …); nicht umsonst hat es den Titel »Kulturzentrum« erhalten. Eine ebenso etablierte Konzerthalle ist die *Heimat*. Wie der Name schon sagt, gibt auch sie lokalen Musikern ein Zuhause, in dem sie ihre Musik präsentieren können.

Was die Musikstadt Regensburg noch schöner macht: Neben den einheimischen Bands bekommt sie auch immer mal wieder Besuch verschiedener musikalischer Größen. So spielten hier bereits *Lydia Lunch*, *Oceansize*, *Get Well Soon* oder *Ja, Panik*. Daran sieht man, dass Regensburg nicht nur als Ort der akademischen Ausbildung, sondern auch für den Musikernachwuchs interessant ist.

Wer in Regensburg ***musikalisch aktiv*** werden will, der könnte im Übrigen auch eines unserer Uniprojekte in Betracht ziehen. So stehen das Kammerorchester, Symphonieorchester, Jazzorchester sowie zahlreiche Chöre zur Auswahl. Informationen über die Ensembles der Universität und das Konzertprogramm findet ihr auf www.ur.de/kulturfreizeit.

Oder ihr lasst euch einfach weiterhin von unserer bunten Musiklandschaft berauschen. Sei es auf dem *Jazzweekend*, den *Tagen alter Musik*, dem *Bürgerfest* oder in den diversen Konzerthallen. Ob ihr mit der Reggae-Band *Fuadadeimuada* auf Bairisch singt, mit *Green Frog Feet* den Punkrock feiert, zu *D'Artagnan* mosht, zur Welt mal sagen wollt *So I Quit*, ihr *Nice Guy Eddie* kennenlernt oder euch von *Eclipse Sol-Air* symphonisch rocken lasst, ihr mal einen *Sunrise Sunday* braucht, ihr euch von *A Great Volcano* aufheizen lasst oder *The Fine Print* lest, ihr von *Burden of Life* überrollt werdet, euch von *The Holy Kings* erleuchten lasst oder mal *Nixon in China* auflauern wollt: Ihr habt die Wahl!

Confessions of a Child of the (Rock 'n' Roll-)Age

TEXT [redacted]

Der Anfang eines Gesprächs auf dem Uni-Campus: »Hey, habt ihr schon gehört, dass der Musiker Pete Doherty in einen Regensburger Plattenladen eingebrochen ist und eine Gitarre geklaut hat?« Lange Pause. Schließlich eine Antwort: »Wirklich? Pete Doherty hat mal Musik gemacht?«

Pete Dohertys Besuch in Regensburg zu der Verfilmung von Alfred de Mussets Roman »Confessions of a Child of the Age« sorgte zunächst mit dem Aufruf zu einem offenen Casting für Schlagzeilen. Bei diesem konnte sich jeder in den Großräumen München und Regensburg als Statist oder Musiker für den Film bewerben, in dem Pete Doherty die Hauptrolle neben August Diehl (»Inglourious Basterds«) und Charlotte Gainsbourg (»21 Gramms«) spielt.

Doch Pete Doherty wäre nicht Pete Doherty, wenn es bei diesen harmlosen Nachrichtenberichten geblieben wäre. Aber – nein, das wird nicht einer von den tausenden Artikeln über Dohertys Gewalt- und/oder Drogenexzesse. Gehen wir einmal zurück zum Anfang.

Als ich das erste Mal von der Nachricht über Pete Dohertys Aufenthalt in Regensburg gehört habe, war mein erstes Gefühl die Freude darüber, vielleicht den ehemaligen Gitarristen der Libertines kennenlernen zu können. Ein Zitat schoss mir ins Gedächtnis, das ich einmal in der Musikzeitschrift NME nach Petes erstem (oder zweitem) Drogenentzug gelesen hatte: »We'll come back bigger and stronger!«, ein euphorischer Ausspruch über seinen Lebenswandel und eine mögliche Libertines-Reunion.

Jetzt, sieben Jahre später und immer noch ohne Libertines-Reunion, bleibt ein weniger substanzhaltiger Eindruck von Pete in Erinnerung. Denn er merkte zu dem Einbruch in den Plattenladen Shadillac an, dass man so ein Verhalten von einem Rockmusiker eben erwartet. Wirklich?

Zur Zeit von Petes Filmdreh in Regensburg war sein ehemaliger Libertines-Kollege Carl Barât in Deutschland mit seinem Soloalbum auf Tour. Im kleinen Kreis beschlossen wir, für einen Tag Regensburg (und Pete Doherty) den Rücken zu kehren und uns stattdessen einen ernsthaften (und wenigstens halbnüchternen) Musiker zu Gemüte zu führen. Als Carl den Libertines-Song »What a Waster« spielte, kam ich bei den Lyrics »what a fucking waster« nicht umhin, an Pete Doherty zu denken. »Was für ein Nichtsnutz«. Es schafft eben doch nur die Musik und keine kleinkriminelle Straftat, einen Tag unvergesslich zu machen.

Der Alltag setzt sich fort. Wir lauschen weiter nostalgisch den Libertines-Songs und erinnern uns an eine Zeit, als die Gitarren noch am Himmel hangen – und nicht zerbrochen auf dem Domplatz Regensburgs lagen.

Foto: Trebor Rowntree

Comedy ohne »Slam«

TEXT Lucia Mederer

Schon der Name ruft ähnliche Erwartungen hervor wie beim großen Bruder Poetry Slam – und tatsächlich wirbt der Comedy Slam damit, ebenso zu sein wie dieser, »nur lustig«. Ein Wettstreit der Kabarettisten also? Gemeinsam mit dem etablierteren Vorbild hat der Comedy Slam, der an unserer Uni zum zweiten Mal von einigen Studenten in Eigeninitiative organisiert wird, dass er jedem, der sich dazu berufen fühlt, eine Bühne geben will. Einzige Bedingung laut Moderator Tobias Schmid: Lustig soll die Darbietung sein. Niveau sei dagegen keine Grundvoraussetzung.

Zu einem Wettstreit kommt es an diesem Abend dagegen nicht einmal ansatzweise. Da einige Teilnehmer abgesagt haben, bleibt Amir Forsati als einzig Mutiger übrig und muss, beziehungsweise darf eine One-Man-Show bestreiten. Für diesen Umstand wird das Publikum – zahlreich und in angemessen lockerer Stimmung erschienen – mit einem mehr als moderaten Eintrittspreis von einem Euro entschädigt. »Kanakengeflüster« nennt Amir sein Programm in Anspielung auf seine halb-persische Herkunft. Er hat sich für seinen langen Auftritt mit Bier in Plastikbechern (oder war es dann doch nur Apfelschorle?) gewappnet, von denen er einen nach dem anderen hinter dem Beistelltischchen hervorholt und zügig leert.

Von der kindheitlichen Prägung durch seinen Vater über die »offene Beziehung« mit dem eigenen Studiengang bis zu Pornos und One-Night-Stands behält er als roten Faden Männer, Frauen und die schwer überbrückbaren Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern bei. Zwar definitiv kein unverbrauchter Gegenstand, aber zum Vorwurf machen kann man ihm das nicht so richtig, wenn man bedenkt, dass etwa Mario Barth mit ausschließlich diesem Thema ganze Stadien füllt. Außerdem verleiht Amir Forsati dem Problem eine ganz eigene Note. Welcher Mann kann schon von sich behaupten, dass er sich gern von Frauen abschleppen lässt, die sich jedes Mal als so sonderbar herausstellen, dass er sich gezwungen sieht, vor ihnen zu flüchten?

Auf einen Bruchteil der tatsächlichen Länge komprimiert, hätte der Comedian eine spritzige Darbietung abgeliefert. So aber, aufgrund nicht vorhandener Mitstreiter gezwungenermaßen auf den kompletten Abend ausgedehnt, zieht sich das Programm leider hin, ergeben sich unnötige Wiederholungen und zu große Abstände zwischen den einzelnen Pointen. Der Monolog wird nur dadurch gebrochen, dass Amir Freunde im Publikum mit einbezieht und dass Tobias Schmid in einigen überbrückenden Einlagen gekonnt auf Amirs Eigenheiten (»Scheiß die Wand an!« ist sein eindeutiger Lieblingssatz) eingeht.

Zum Abschluss gibt es spontan noch ein paar Improtheater-Szenen zusammen mit zwei Leuten von Dings Impro, die ihre Komik trotz der Professionalität der beiden Dings-Darsteller eher daraus gewinnen, dass Amir – wohl schon etwas geschwächt vom Alkohol und dem langen Auftritt – seine Aufgabe nicht so ganz zu verstehen scheint. Bleibt zu hoffen, dass beim nächsten Mal mehr als ein junges Comedy-Talent die Chance wahrnimmt, sich und sein kabarettistisches Können zu präsentieren, damit der Comedy Slam auch wirklich zu dem werden kann, was sein Name verspricht.

immer frisch

Lebensmittel Hechtbauer

immer freundlich

im Herzen der Universität Regensburg

Tag für Tag auf's neue :

Heiße Theke
Wurst & Käse
Backwaren
Obst & Salate

Unser Service für Sie :

Briefmarken
Telefonkarten
RVV-Tickets
Wertcoupons

Öffnungszeiten :

immer durchgehend

Mo. – Do. 8.00 bis 18.00 Uhr
Fr. 8.00 bis 16.00 Uhr

in der Vorlesungsfreienzeit täglich

8.00 bis 16.00 Uhr

Regensburger Lieblingsorte
DIESMAL VON: Andrea Morgenstern

Platziert

In Regensburg gibt es tausend schöne Orte, doch im Sommer sein Herz-Platzerl zu finden, ist gar nicht so schwer. Um an meinen sommerlichen Regensburger Lieblingsort zu gelangen, entfernt man sich von der Innenstadt, lässt die kleinen Gässchen, die hin und her wuselnden, lärmenden Menschen hinter sich und macht sich auf in Richtung Donau. Denn dort bekommt man die einmalige Gelegenheit, den Alltag hinter sich zu lassen. Nur noch ein paar hundert Meter weiter, über die Steinerne oder die Eiserne – eine Brücke genügt schon – wartet eine kleine aber feine Insel auf die Regensburger: die Jahninsel.

Mit einem wunderschönen Blick auf den Dom und die Altstadt lässt es sich dort super abschalten und entspannen. Im Schatten der großen Bäume oder in der Sonne direkt am Flussufer kann man jeglichen Stress vergessen und sich fast ein bisschen wie im Urlaub fühlen – Seele-baumeln-Lassen à la carte sozusagen.

Wo man auch hinschaut, tummeln sich bei schönem Wetter Familien, Leute mit ihren Hunden, und vor allem Studenten, in Grüppchen oder alleine, fleißig beim Lernen oder dabei, sich mal eine kleine Auszeit zu gönnen. Doch selbst auf der Jahninsel ist Vorsicht geboten. Nicht, wie man meinen könnte, vor dem Alltag-Vergessen, nein: Drei Enten halten die Jahninsel-Besucher stets auf Trab – eine Dreiecks-Geschichte, wie ich mir habe sagen lassen. Die kleinen Kerlchen sind nämlich alles andere als ängstlich und menschenscheu. Im Gegenteil, sobald sie etwas Essbares erspähen, kommen sie am liebsten zu einem auf die Picknick-Decke gewatschelt. So muss man neben dem Ausruhen auch noch kreativ sein und friedliche Enten-Abwehrmanöver entwickeln.

Wer es ein wenig ruhiger mag, abseits von den vielen Studenten, die ihre Freizeit genießen, der schlägt sich ein Stück weiter durch die Wälder der Jahninsel Richtung Eiserner Steg. Dort gibt es reichlich unberührte Natur, Donauufer und ganz viel Zeit für sich. Gegen Abend weht einem dann auf dem belebteren Teil der Donauinsel der leckere Duft gegrillter Würstchen um die Nase, denn auch als Grillplatz ist die Jahninsel sehr beliebt. Für viele bietet sie sich auch als erste Station einer langen Party-Nacht an, bevor man nach Sonnenuntergang in die Innenstadt weiter zieht.

Foto: Lisa Steindl

Auflösung des Rätsels: *Kultfilm — kulturell — Kulturgut — Bakterienkultur — Popkultur* *Lösungswort: Unikugel*

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Die »Lautschrift« stellt ihrem Selbstverständnis nach eine offene Plattform für alle Studierenden der Universität Regensburg dar und will einen Beitrag zur »Förderung der geistigen, musischen und sportlichen Interessen der Studierenden« (Art. 52 Abs. 4 BayHschG) leisten.

Wir bedanken uns bei Prof. Jürgen Daiber und den Teilnehmern seiner »Schreibwerkstatt« sowie allen, die durch ihr Engagement diese Ausgabe möglich gemacht und das Projekt »Lautschrift« unterstützt haben.

Danksagung

NEXTIME

Suchst Du einen Studentenjob ?!?
Suchst Du den Einstieg ins Berufsleben ?!?



Dann bist Du bei uns genau richtig !!!

Wir haben modernes Personalmanagement zu unserer Aufgabe gemacht und unterstützen **seit über 25 Jahren** Unternehmen und Betriebe mit qualifizierten Mitarbeitern und Service auf höchstem Niveau.

Für Studenten bieten wir:

- Beste Kontakte zu namhaften Unternehmen
- Kompetente Beratung
- Vermittlung in Festanstellung
- Kurz- und langfristige Studentenjobs
- Interessante Tätigkeiten
- Praktikas

Meldet Euch bei uns ... wir machen den Rest !!!

NEXTIME

Gesellschaft für modernes Personalmanagement mbH
Hemauerstr. 6 (Castra-Regina-Center),
93047 Regensburg
Tel. 0941 / 60815-0
Mail: regensburg@nextime.de

www.nextime.de und bei facebook

O2 Shop am Bismarckplatz

....einfach gut beraten

Der Studenten-Shop

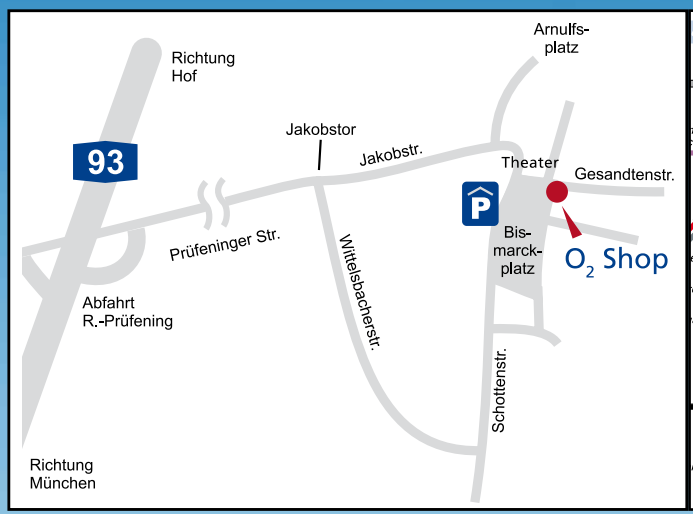
Online Verträge verlängerbar im O2 Shop am Bismarckplatz!

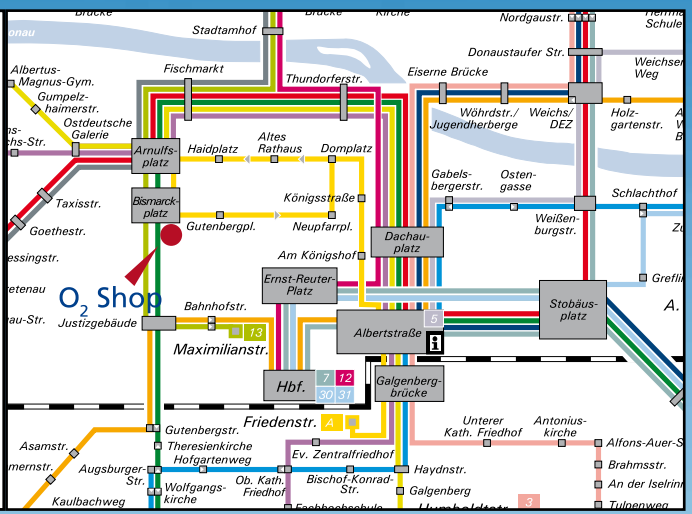


Der Standort



Der Weg - Mit dem Auto, zu Fuß oder dem Bus





Auszug aus dem RVV Liniennetz

O2 Shop am Bismarckplatz
Bismarckplatz 9
93047 Regensburg
Tel. 0941 - 56 76 383
info@o2regensburg.de
www.o2regensburg.de

Öffnungszeiten:

Mo-Fr.:	**10.00 - 18.30**
Sa.:	**10.00 - 18.00**

[o'tuui]